Zwei Schicksalswege.

Roman

von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen. — Autorisirte Ausgabe.

Zweiter Band.

Berlin, 1878.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des zweiten Bandes.

			Seite
1.	Capitel.	Das verdunkelte Zimmer	3
2.	„	Die Katzen	17
3.	„	Die grüne Flagge	31
4.	„	Sie tritt zwischen uns	45
5.	„	Sie bedarf wiederum meiner	55
6.	„	Der Kuß	71
7.	„	Im Schatten von St. Paul	93
8.	„	Ich folge meiner Berufung	103
9.	„	Ein Gespräch mit meiner Mutter	117
10.	„	Ein Gespräch mit Frau van Brandt	125
11.	„	Liebe und Geld	139
12.	„	Unsere Schicksale trennen uns	151
13.	„	Ein Rückblick	161
14.	„	Miß Dunroß	169
15.	„	Der Ausspruch des Arztes	187
16.	„	Ein letzter Blick auf die Grünwasserfläche	203
17.	„	Eine nächtliche Erscheinung	215
18.	„	Ueber Land und Meer	225
Schluß:		Die Frau schreibt und schließt die Geschichte	283

Erstes Capitel.

Das verdunkelte Zimmer.

Der kleine Herr tritt an mein Bett. Sein seidiges weißes Haar fließt über seine Schultern, er blickt uns mit blaßblauen Augen an und verneigt sich in ernster, gedrückter Weise, indem er einfach sagt: „Sein Sie willkommen in meinem Hause, meine Herren.“

Wir begnügen uns nicht mit einem bloßen Dank, sondern versuchen natürlich uns wegen unseres Ueberfalls zu entschuldigen. Unser Wirth aber schneidet gleich die ersten Worte darüber ab, indem er seinerseits um Entschuldigung bittet.

„Ich ließ eben meinen Diener rufen,“ fährt er fort, „und da erfuhr ich erst, daß Sie hier sind. Man hat sich hier im Hause daran gewöhnt, mich bei meinen Büchern nicht zu stören. Nehmen Sie also meine Entschuldigung gütigst an,“ setzt er, sich zu mir wendend, hinzu, „es war nicht recht, daß ich mich und mein Haus Ihnen nicht früher zur Verfügung stellte. Sie haben einen Unfall erlitten, wie ich mit Bedauern höre, gestatten Sie, daß ich nach ärztlicher Hülfe sende? Ich lege Ihnen diese Frage etwas eilig vor, da der

nächste Arzt in beträchtlicher Entfernung von hier wohnt und Gefahr im Verzuge sein könnte."

Er wählt seine Worte mit zierlicher Genauigkeit, während er spricht und macht daher mehr den Eindruck als diktire er einen Brief, als daß er in einfacher Unterhaltung begriffen ist. In seinem Gesicht spiegelt sich der Zug von Trübsinn ab, der durch sein Wesen geht, die Trübsal muß ihm eine alte Bekannte sein und sie scheinen sich seit lange an einander gewöhnt zu haben. Der Schatten eines tiefen Kummers hat sich ruhig und undurchdringlich über den ganzen Menschen ausgebreitet, ich entdecke ihn in den verblichenen blauen Augen, auf der hohen Stirn, auf den zarten Lippen, wie auf den bleichen, eingefallenen Wangen. Trotz seiner höflichen Begrüßung nimmt in mir die unbehagliche Ueberzeugung zu, daß wir ihm eine unangenehme Störung bereiten. Ich erkläre ihm, daß ich meine Wunde selbst behandeln kann, da ich selbst Arzt bin und dann komme ich auf meine unterbrochene Entschuldigungsrede zurück. Ich versichere ihn, daß wir erst soeben erfahren haben, wie unser Führer meinen Reisegefährten und mich, auf seine eigene Verantwortung hin, in dieses Haus gebracht hätte. Wie vorhin der Führer, so sieht mich Mr. Dunroß jetzt an, als ob er keine Idee hat, was meine Selbstvorwürfe und Entschuldigungen eigentlich

bedeuten sollen. Endlich scheint es es ihm klar zu werden und ein schwaches Lächeln geht über sein Gesicht, indem er mir sanft und väterlich die Hand auf die Schulter legt.

„Wir sind hier an unsere schottländische Gastfreundschaft so gewöhnt, daß wir kaum begreifen, wie ein Fremder Anstand nehmen kann, sie in Anspruch zu nehmen. Ihr Führer ist keineswegs zu tadeln, meine Herren, denn in jedem Hause auf der Insel, in dem ein Zimmer übrig ist, steht stets ein Fremdenzimmer zur Benutzung bereit. Wenn Sie Ihr Weg hier vorüberführt, ist es natürlich, daß Sie bei mir wohnen und meine Gäste sind, so lange es Ihnen gefällt, und wenn Sie weiter reisen, erfülle ich nur meine Pflicht als guter Schottländer, wenn ich Sie bis zum nächsten Ziele Ihrer Reise begleite, um Ihnen dort Glück auf den Weg zu wünschen. Was anderswo in vergangenen Jahrhunderten Sitte war, ist hier modern. Bitte geben Sie meinem Diener alle zu Ihrer Bequemlichkeit erforderlichen Befehle, gerade so ungezwungen, wie Sie es in ihrer eigenen Häuslichkeit thun würden.“ Er dreht sich um und klingelt mit einer Handklingel, die auf dem Tische steht, während er zu uns spricht, und erblickt dabei auf dem Gesichte unseres Führers die deutlichen Anzeichen, daß er sich durch meine verletzenden Aeußerungen beleidigt fühlt.

„Fremde sind mit unseren Sitten unbekannt, Andreas,“ sagt der Meister der Bücher, „aber wir verstehn einander und das genügt.“

Des Fühers rohes Gesicht strahlt vor Freude. Hätte ein gekröntes Haupt von seinem Throne aus herablassend mit ihm gesprochen, so konnte er auf die genossene Ehre nicht stolzer sein, als seine Züge es eben ausdrückten. Er macht einen plumpen Versuch, die Hand des Meisters zu ergreifen und zu küssen, was Mr. Dunroß aber verhindert, indem er ihm leise den Kopf zurückhält. Darauf sieht der Führer mich und meinen Freund mit einer Genugthuung an, als wäre ihm die größeste Ehre zu Theil geworden, die einem irdischen Wesen widerfahren konnte. Des Meisters Hand hatte ihn ja freundlich berührt! Im nächsten Augenblick erscheint auf den Ruf der Klingel der Reitknecht-Gärtner in der Thür.

„Bringe den Medizinkasten hierher, Peter,“ sagt Mr. Dunroß, „und pflege diesen Herrn, der durch einen Unfall an das Bett gefesselt ist, so sorgsam, als pflegtest Du mich selbst. Klingeln wir beide zu gleicher Zeit, so holst Du Dir erst die Befehle dieses Herrn. Das nothwendige Leinenzeug liegt doch im Wäschschrank ohne Zweifel bereit? Gut, gut. Geh nun und bestelle bei der Köchin ein gutes Mittagsmahl

und hole eine Flasche von dem alten Madeira aus dem Keller. Für heute wenigstens wird die Tafel hier in diesem Zimmer hergerichtet, so wird es den beiden Herren, denke ich, am behaglichsten sein. Komm in fünf Minuten wieder herein, im Fall man Deiner bedarf, und beweise meinen Gästen, Peter, daß ich mich nicht irrte, indem ich Dich als einen ebenso guten Krankenwärter ausgab, als Du ein treuer Diener bist." Ueber das ihm von seinem Meister ausgesprochne Vertrauen fühlt sich der stille, zuverlässige Peter ebenso beglückt, als vorhin der Führer über die freundliche Liebkosung, die ihm der Meister zu Theil werden ließ. Beide Männer verlassen das Zimmer zugleich.

Die Pause, die augenblicklich im Gespräch eintritt, nehmen wir wahr, um uns unserem Wirthe vorzustellen und ihn von den Umständen zu unterrichten, die unseren Besuch auf Schottland veranlaßten. Er hört uns in seiner ernsten, höflichen Weise an, richtet aber keine Frage über unsere Angehörigen an uns und zeigt keinerlei Interesse für die Regierungsyacht oder die Commission für die Leuchtthürme des Nordens. In Mr. Dunroß ist entschieden jeder Antheil an den Ereignissen der Außenwelt, jede Wißbegierde über Personen von Rang und Bedeutung erstorben. Ihm ist seit zwanzig Jahren der kleine Kreis seiner Pflichten und Be-

schäftigungen die Welt geworden. Für diesen Mann hat das Leben seinen unschätzbaren Werth verloren, und wenn der Tod kommen wird, empfängt er diesen König der Schrecken, wie er den letzten seiner Gäste empfangen hat.

„Kann ich noch irgend etwas für Sie thun, ehe ich zu meinen Büchern zurückkehre?“ sagt er, mehr zu sich selbst, als zu uns sprechend.

Indem er diese Frage thut, fällt ihm noch etwas ein und er wendet sich mit seinem matten, trüben Lächeln an meinen Freund: „Ich fürchte, für Sie, mein Herr, wird dieses Leben allzu einförmig sein. Wenn Ihnen das Angeln Vergnügen macht, kann ich Ihnen dazu behülflich sein. Es giebt sehr viele Fische im See und ich habe einen Gartenjungen, der Ihnen mit Freuden im Kahn zu Diensten sein wird.“

Da mein Freund mit Vergnügen angelt, nimmt er freudig das Anerbieten an. Ehe er zu seinen Büchern zurückkehrt, richtet der Meister noch einige Worte an mich.

„So lange Sie so unglücklich sind, an das Zimmer gefesselt zu sein, Mr. Germaine, können Sie sich sicher der Pflege meines Dieners Peter anvertrauen. Er hat den Vorzug, bei Kranken ein sehr stiller, ruhiger Wärter zu sein, und doch ist er in seiner rückhaltenden Weise sehr sorgsam

und vorsichtig. Was die leichteren Pflichten, wie ich sie bezeichnen möchte, als Vorlesen, Ihre Briefe schreiben, so lange Ihre rechte Hand dazu unfähig ist, die Temperatur des Zimmers regeln und so weiter, an Ihrem Krankenlager anlangt, so glaube ich fast, wenn ich es auch nicht bestimmt versprechen kann, daß eine andere Person, deren ich bis jetzt noch nicht Erwähnung that, diese übernehmen wird. Wir werden ja sehn, wie sich das in einigen Stunden gestaltet, bis dahin, mein Herr, gestatten Sie mir, daß ich Ihnen Ruhe gönne."

Mit diesen Worten verläßt er das Zimmer so leicht, wie er es betreten hat und seine beiden Gäste bleiben in dankbarer Betrachtung über Schottlands Gastfreundschaft zurück. Die letzten Worte unseres Wirthes haben uns in große Spannung versetzt und wir tauschen mehr oder minder geistreiche Vermuthungen über diese „andere Person" ohne Namen durch, die mich möglicherweise pflegen wird, bis unsere Gedanken durch das Erscheinen des Mittagsmahles eine andere Richtung bekommen.

Die wenigen Gänge sind vorzüglich gekocht und mit großem Geschmack angerichtet. Ich bin aber zu müde, um viel zu essen und belebe meine Kräfte nur durch ein Glas von dem alten Madeira. Während des Mahles machen wir

unsere Zukunftspläne, da unsere Rückkehr auf die Yacht, im Hafen von Berwick, am nächsten Tage spätestens erwartet wird. Wie die Sachen stehn, muß mein Begleiter, um unsere Freunde vor unnützen Sorgen über mein Ergehn zu bewahren, allein zum Schiff zurückkehren. Am folgenden Tage versprach ich einen Bericht über mein Befinden an Bord zu senden und der Bote sollte dann meinen Mantelsack mit zurückbringen.

Auf meinen Wunsch geht mein Freund, nachdem Alles verabredet ist, nach dem See, um sein Glück im Angeln zu versuchen. Aus dem wohlgefüllten Medizinkasten verbinde ich mit Peters Hülfe meine Wunde, hülle mich in den behaglichen Schlafrock, der immer im Fremdenzimmer bereit gehalten wird, und lege mich wieder auf mein Bett, um die heilende Kraft des Schlafes zu erproben.

Der stille Peter geht, ehe er das Zimmer verläßt, an das Fenster und fragt mich in möglichst wenigen Worten, ob er die Vorhänge vorziehen soll, worauf ich, da ich schon schläfrig bin, in noch wenigeren Worten verneinend antworte. Ich liebe es nicht, wenn das erheiternde Tageslicht ausgeschlossen wird, meiner krankhaften Phantasie erscheint das augenblicklich wie die Vorbereitung zu einer langen Krankheit. Außerdem steht ja die Klingel an meinem Bett und ich kann Peter in jedem Augenblick hier haben, wenn mich das Licht

am Schlafen hindert. Das ist Peter auch einleuchtend, er nickt mit dem Kopfe und geht hinaus. Für einige Augenblicke liege ich in müßiger Betrachtung über das Feuer, das mir Gesellschaft leistet. Inzwischen lindern der Verband an meiner Wunde und die Bähung an meiner verrenkten Hand die Schmerzen, die ich bis dahin empfand, und allmälig scheint das helle Feuer zu verlöschen, der Schlaf bemächtigt sich meiner mehr und mehr und alle meine Sorgen sind vergessen.

Nach scheinbar langem Schlaf erwache ich und fühle im Erwachen die Verwirrung, die jeder an sich wahrnimmt, der zuerst die Augen in einem fremden Bett und in einem unbekannten Zimmer öffnet. Allmälig sammle ich meine Gedanken, finde mein Erstaunen aber durch einen geringfügigen, seltsamen Umstand gesteigert. Die Vorhänge, die ich Peter verhinderte vorzuziehn, sind zu, fest zugezogen, so daß das ganze Zimmer in tiefes Dunkel gehüllt ist. Was mich aber noch mehr verwundert, ist, daß ein hoher Bettschirm ganz ausgespannt vor dem Feuer steht und das Licht, das dieses sonst verbreiten würde, so abschließt, daß es nur die Decke beleuchtet. Ich bin ganz in Dunkel gehüllt. Ist es denn schon Nacht?

In müßigem Erstaunen wende ich meinen Kopf auf dem Kopfkissen um und sehe auf die andere Seite meines Bettes.

So dunkel es auch ist, entdecke ich doch sofort, daß ich nicht allein bin. Eine dunkle Gestalt steht an meinem Bette und ich erkenne an den unklaren Linien des Gewandes, daß es die Gestalt einer Frau ist. Mir scheint, als sehe ich, wenn ich meine Augen anstrenge, einen wallenden, schwarzen Gegenstand, der ihren Kopf bedeckt und wie ein weiter Schleier um die Schultern fällt. Obgleich ihr Gesicht mir zugewendet ist, kann ich keinen Zug darin unterscheiden. Sie steht wie eine Statue, deren gekreuzte Hände sich gegen die dunkle Masse ihres Kleides deutlich abheben, das sehe ich — aber nichts mehr.

Nach einem Augenblick des Schweigens erhebt das schattenhafte Wesen seine Stimme und spricht zuerst.

„Hoffentlich fühlen Sie sich nach dem Schlafe wohler, mein Herr?"

Die leise Stimme hat eine gewisse Weichheit im Klange, die mein Ohr wohlthuend berührt, die Sprechweise ist entschieden die einer feingebildeten Person. Nachdem ich der unbekannten und nur halbsichtbaren Dame ihre Frage beantwortet habe, richte ich die unvermeidliche Frage an sie: „Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

Die Dame erwidert: „Ich bin Miß Dunroß und möchte, wenn Sie nichts dawider haben, Peter bei Ihrer Pflege behülflich sein."

Das also war die geheimnißvoll von unserem Wirthe erwähnte „andere Person!" Sofort fällt mir Miß Dunroß's heldenmüthiges Benehmen gegen ihre armen, heimgesuchten Nachbarn ein und ich gedenke des schmerzlichen Erfolges ihrer Aufopferung für Andere, durch die sie nun selbst unheilbar krank ist. Hundertfach wächst mein Verlangen, die Dame zu sehen, deutlich erkennen zu können, und ich bitte sie also das Maaß ihrer Güte voll zu machen, indem sie mir sagt, warum das Zimmer so verdunkelt ist. „Es ist doch sicher noch nicht Nacht?" sage ich.

„Sie haben nicht mehr als zwei Stunden geschlafen," antwortet sie, „inzwischen ist der Nebel verschwunden und die Sonne scheint."

Ich nehme die Klingel zur Hand, die neben mir auf dem Tische steht.

„Soll ich nach Peter klingeln, Miß Dunroß?"

„Um die Vorhänge zu öffnen, Mr. Germaine?"

„Ja, wenn Sie es gestatten, ich möchte gern den Sonnenschein sehen."

„So will ich Ihnen Peter gleich schicken."

Die Schattengestalt meiner neuen Pflegerin gleitet hinaus. Wenn ich sie nicht zurückhalte, hat die Dame, die ich zu sehen so begierig bin, das Zimmer verlassen.

„O bitte, bleiben Sie!“ sage ich, „ich möchte Sie um keinen Preis mit einer unbedeutenden Bestellung bemühen. So wie ich klingle, wird der Diener ja kommen.“

Mehr in Dunkel gehüllt, denn zuvor, bleibt sie zwischen meinem Bett und der Thür stehn und sagt traurig:

„Während ich im Zimmer bin, wird Peter das Tageslicht nicht hinein lassen, er schloß auf mein Geheiß die Vorhänge.“

Das setzt mich in Erstaunen! Warum sollte Peter das Zimmer dunkel machen, so lange Miß Dunroß darin war? Hat sie so schwache Augen? Doch, dann würde sie sie ja durch einen Schirm schützen und so dunkel es auch ist, sehe ich doch genau, daß sie desgleichen nicht trägt. Warum ist das Zimmer dunkel gemacht, wenn nicht um ihretwillen? Diese Frage wage ich nicht an sie zu richten und entschuldige mich also nur höflichst.

„Kranke sind so selbstsüchtig,“ sage ich, „ich glaubte Sie hätten die Stube meinetwegen dunkel gemacht.“

Sie naht sich wieder leise meinem Bette ehe sie spricht und dann sagt sie mir diese seltsamen Worte:

„Sie irren sich, Mr. Germaine, das Zimmer ist nicht um Ihretwillen, sondern um meinetwillen verdunkelt.“

Zweites Capitel.

Die Katzen.

Ich wußte wirklich nicht, was ich sagen sollte, so erstaunt hatte mich die Äußerung von Miß Dunroß gemacht.

Es wäre eine große Rücksichtslosigkeit von mir gewesen, besonders nach Allem, was ich gehört hatte, wenn ich sie gradezu befragt hätte, weßhalb das Zimmer, so lange sie sich darin aufhält, dunkel sein muß. Da ich ihre Verhältnisse nicht im Mindesten kannte, hätte eine allgemeine Versicherung meiner Theilnahme an ihrem Leiden uns beide schon beim Beginn unserer Bekanntschaft in eine peinliche Stellung zu einander bringen müssen. Ich bat also nur, daß sie das Zimmer unverändert ließe, wie es jetzt war, und stellte es ihrem eigenen Ermessen ganz anheim, ob sie mich in ihr Vertrauen ziehn wollte oder nicht.

Sie ahnte vollkommen, was in mir vorging, setzte sich auf einen Stuhl an mein Bett und erzählte mir rückhaltlos und ernst die düstere Geschichte über das verdunkelte Zimmer.

„Sie müssen sich an diese Schattenwelt gewöhnen, Mr. Germaine," begann sie, „wenn Sie mich öfter sehen wollen. Sie ist die Welt, in der ich leben muß. Vor langer

Zeit wüthete eine ansteckende Krankheit auf unserer Insel und ich war so unglücklich, von der Seuche auch befallen zu werden. Als ich genas — nein das Wort „Genesung" darf ich nicht anwenden, als ich dem Tode entronnen war, wurde ich von einem Nervenleiden heimgesucht, das bis heute jeder ärztlichen Hülfe Trotz geboten hat. Nach dem Ausspruch der Aerzte leiden die Nerven an der Oberfläche meines Körpers an einer krankhaften Empfindlichkeit gegen den Einfluß des Lichtes. Zum Beispiel würde ich über dem ganzen Gesichte die heftigsten Schmerzen empfinden, wenn ich jetzt die Vorhänge öffnete und zum Fenster hinaus sähe; bedeckte ich aber das Gesicht und zöge die Vorhänge mit den bloßen Händen auf, so würden mich meine Hände in derselben Weise schmerzen. Sie können vielleicht kaum unterscheiden, daß ich über meinem Kopf einen weiten, sehr dichten Schleier trage. Wenn ich den herablasse, während ich gezwungen bin über die Flure zu gehn, oder meines Vaters Studierzimmer zu betreten, so habe ich dadurch Schutz genug vor dem Lichte. Beklagen Sie mein trauriges Schicksal aber nicht zu sehr, mein Herr. Ich habe mich so daran gewöhnt, im Dunklen zu sehn, daß ich darin vollständig allen Anforderungen meines armseligen Daseins genügen kann. Ich kann in diesem Dunkel lesen und schreiben, ich sehe Sie deutlich und kann Ihnen, wenn

Sie es mir gestatten, manchen kleinen Dienst leisten. Weshalb sollte ich also über mein Loos verzweifeln? Fühle ich doch ganz sicher, daß mein Leben obenein nicht lange währen wird. Hoffentlich ist es mir vergönnt die Gefährtin der letzten Lebensjahre meines Vaters zu sein. Darüber hinaus denke ich nicht und inzwischen habe ich meine kleinen Freuden, deren spärlicher Zahl ich gerne das Vergnügen Ihnen nützlich zu sein, hinzufügen möchte. Ihr Erscheinen ist ein Lebensereigniß für mich. Die Aussicht, Ihnen vorzulesen oder für Sie Briefe zu schreiben, ist für mich, was für andre Mädchen ein neues Kleid oder ein erster Ball ist. Ich hoffe, daß Sie es nicht unpassend finden, daß ich Ihnen das Alles so offen sage, aber ich kann nicht anders. Alles, was ich denke, sage ich meinem Vater und unseren armen Nachbarn rings umher — wie sollte ich diese Gewohnheit nun in einem Augenblick aufgeben? Ich sage jedem gerade heraus, ob ich ihn gern mag oder nicht. Ich habe nun auch in Ihren Zügen, während Sie schliefen, wie in einem Buche gelesen und habe Anzeichen von Gram auf Ihrer Stirn und auf Ihren Lippen gefunden, die mich auf einem so jungen Gesicht Wunder nehmen. Am Ende werde ich Sie mit zu vielen Fragen über Ihr Schicksal quälen, wenn wir erst bekannter mit einander werden. Zuerst frage ich nun aber in meiner Eigenschaft als Pflegerin,

ob Ihre Kopfkissen so auch bequem für Sie liegen? Mich dünkt, sie müßten etwas aufgeschüttelt werden. Soll ich nach Peter klingeln, daß er Sie aufrichtet? Leider bin ich nicht kräftig genug, um das selbst zu thun. Nein, können Sie sich selbst aufrichten? Warten Sie einen Augenblick — so! Nun legen Sie sich zurück und sagen Sie mir jetzt, ob ich es gut verstehe, zwischen einem ganz verschobenen Kopfkissen und einem müden Kopfe das rechte Einvernehmen herzustellen."

Mich berührte es fast schmerzlich, als die weichen süßen Töne ihrer Stimme plötzlich verstummten, so unbeschreiblich rührte und bewegte sie mich, obgleich ich ihr ganz fremd war. Während ich ihr in ziemlich ungeschickter Weise bei dem Kopfkissen behülflich war, berührte meine Hand die ihre, die so kalt und mager war, daß ich förmlich darüber erschrak. Nun ich ihr viel näher gekommen war, versuchte ich vergeblich etwas von ihrem Gesicht zu erkennen, aber die unbarmherzige Finsterniß hüllte es in ihr geheimnißvolles Dunkel, wie zuvor. Da doch nichts ihrer Beobachtung entging, sollte meine Neugierde von ihr unbemerkt geblieben sein? Ihre Worte überzeugten mich bald, daß ich entdeckt war. „Sie bemühten sich mich zu sehen," sagte sie, „aber meine Hand hat Sie wohl davor gewarnt. Ich sah Ihren Schreck, als Sie sie eben berührten."

Diese ungemein scharfe Auffassungsgabe war nicht zu

täuschen, diese furchtlose Offenherzigkeit erheischte von meiner Seite eine gleiche Aufrichtigkeit. Ich gestand ihr also die Wahrheit und überließ es Ihrer Nachsicht mir zu verzeihen.

Sie setzte sich langsam wieder auf den Stuhl an mein Bett.

„Wenn wir Freunde werden wollen, Mr. Germaine," sagte sie, „so müssen wir uns zuerst gegenseitig ganz klar werden und Sie dürfen sich keinerlei romantische Vorstellungen von unsichtbarer Schönheit über mich machen. Vor meiner Krankheit war meine Gesichtsfarbe meine einzige Zierde und die habe ich nachher verloren. Jetzt ist an mir nichts, als das Spiegelbild meines früheren Ichs zu sehn — die Trümmerreste einer Frau. Durch diese Mittheilung will ich Sie nicht betrüben, ich will Sie nur mit der Dunkelheit aussöhnen, die, soweit es Ihre Augen betrifft, zwischen uns eine dauernde Scheidewand aufrichtet. Fassen Sie Ihre Lage hier von der besten und nicht von der ungünstigen Seite auf, sie bietet Ihnen neue Eindrücke, die Sie unterhalten können, während sie krank sind. Sie haben eine Pflegerin, die ein körperloses Wesen ist — ein Schatten zwischen Schatten; sie besitzt nur eine Stimme, um mit Ihnen zu sprechen, und Hände, um Ihnen zu helfen, nichts weiter. Nun aber genug von mir!" rief sie sich erhebend aus und wechselte den Ton. „Ich habe schlimme Liebhaberein," fuhr sie fort, „vielleicht kann ich

Ihnen aber doch durch eine derselben eine Zerstreuung bereiten, Mr. Germaine. Geht es Ihnen, wie so vielen Menschen, daß Sie die Katzen hassen?"

Ich erstaunte über die Frage, die ich aber ehrlich dahin beantworten konnte, daß ich in diesem Falle nicht wie andere Menschen sei.

„Meiner Ansicht nach," fügte ich hinzu, „wird die Katze besonders in England sehr verkannt. Wenn die Frauen auch im Allgemeinen ihrer anschmiegenden Natur Gerechtigkeit widerfahren lassen, so behandeln die Männer sie doch gradezu wie Feinde des Menschen. Wenn eine Katze es wagt die Treppe herauf zu kommen, so vertreiben die Männer sie aus ihrer Gegenwart und hetzen die Hunde auf sie, wenn sie sich auf den Straßen zeigt. Dann aber wenden sie sich um und beschuldigen das arme Thier, dessen gesellige Natur sich irgendwo anzuschmiegen sucht, daß es sich mit Vorliebe in der Küche aufhält!"

Meine ungewöhnliche Gesinnung über die Katzen schien mich in Miß Dunroß's Augen sehr zu heben.

„So haben wir also auf alle Fälle eine gemeinschaftliche Neigung," sagte sie, „dann kann ich Ihnen Vergnügen bereiten! Jetzt sollen Sie eine Ueberraschung haben!"

Sie zog bei diesen Worten den Schleier über ihr Gesicht und klingelte aus der halbgeöffneten Thür. Peter erschien und empfing seine Befehle. „Nimm den Schirm fort,"

sagte Miß Dunroß. Peter gehorchte, der röthliche Schein des Feuers erhellte den Fußboden, während Miß Dunroß in ihren Vorbereitungen fortfuhr. „Oeffne die Thür zum Katzenzimmer, Peter und bringe mir meine Harfe. Erwarten Sie ja keine große Kunstleistung, Mr. Germaine," fuhr sie fort, als Peter seinen seltsamen Auftrag ausführte, „die Harfe, die Sie sehn werden, ist auch nicht so, wie Sie sie sich, nach Ihren modernen Begriffen, vorstellen. Ich kann nur einige alte, schottische Weisen darauf spielen und meine Harfe ist ein altes Instrument mit neuen Saiten — seit mehreren Jahrhunderten ein Erbstück in unserer Familie. Ihr Anblick wird Sie an die Bilder von der heiligen Cäcilie erinnern und ich hoffe, Sie werden meine Leistung milde beurtheilen, in Erwägung, daß ich keine Heilige bin!"

Sie zog ihren Stuhl an das Licht des Feuers und pfiff auf einer kleinen Pfeife, die sie aus der Kleidertasche zog. Im nächsten Augenblick erschienen, dem Rufe ihrer Herrin gehorsam, die schlanken und schattenhaften Katzengestalten geräuschlos im Zimmer. Ich zählte ihrer sechs, als die Thiere sich ganz ehrbar im Kreise um den Stuhl am Kamin setzten. Peter folgte ihnen mit der Harfe, schloß die Thür und verschwand. Als das Tageslicht wieder ganz aus dem Zimmer verbannt war, schlug Miß Dunroß den Schleier

zurück und legte die Harfe, nachdem sie, wie ich bemerkte, ihr Gesicht vom Feuer abgewendet hatte, an ihr Knie.

„Diese Beleuchtung wird für Sie ausreichend sein, um die Katzen zu sehn,“ sagte sie, „und ist für mich nicht zu grell. Der Schein des Feuers veranlaßt mir auch nicht die heftigen Schmerzen, die das Tageslicht hervorbringt, ich fühle so nur ein Unbehagen an meinem Gesicht, nichts weiter.“

Sie berührte die Saiten ihres Instruments, der alten Harfe von dem Bilde der heiligen Cäcilie, wie sie sie genannt hatte, ich möchte sie mehr den Harfen der alten schottischen Barden vergleichen. Meinem ungeschulten Ohre klang der Ton zuerst unangenehm hoch. Bei den ersten Tönen der Melodie einer sanft klagenden Weise erhoben sich die Katzen und marschirten ganz im Takt, im Kreise um ihre Herrin herum, dann gingen sie einzeln hinter einander her, dann bei einem Wechsel in der Melodie zu Zweien und Zweien, endlich theilten sie sich in Abtheilungen zu je Drei und Dreien und gingen in entgegengesetzten Richtungen um den Stuhl herum. Als die Musik schneller wurde, beschleunigten auch die Katzen ihren Schritt, bis die Weise schneller und schneller erklang und die Katzen sich schließlich im rothen Schein des Feuers, lebenden Schatten gleich, wirbelnd um den Stuhl drehten, auf dem ihre Harfe auf dem Knie, die

stille, schwarze Gestalt saß. Selbst in meinen Träumen hatte ich mir nie etwas so Zauberisches, Mildes, Geisterhaftes ausmalen können! Jetzt änderte sich die Musik und die wirbelnden Katzen begannen zu springen. Die Eine setzte sich am Fuße der Harfe nieder, Vier sprangen zugleich und setzten sich je Zwei und Zwei auf die Schultern ihrer Herrin, die letzte und kleinste der Katzen machte den größten Sprung und befand sich auf ihrem Kopfe. Dort nun saßen die sechs Thiere so still und regungslos, wie Statuen, es bewegte sich nichts als die mageren, weißen Hände auf den Saiten der Harfe, kein Laut war außer der Musik im Zimmer zu vernehmen. Wiederum wechselte die Melodie und sofort waren die sechs Katzen wieder am Boden und setzten sich um den Stuhl herum, wie sie gleich nach ihrem Erscheinen gethan. Die Harfe wurde bei Seite gelegt und die leise sanfte Stimme sprach: „Ich bin so müde, meine Katzen können erst morgen mit ihrer Vorstellung fortfahren.“

Sie stand auf und näherte sich meinem Bett.

„Damit Sie aus Ihrem Fenster den Sonnenuntergang beobachten können, verlasse ich Sie jetzt,“ sagte sie. „Vom Einbrechen der Dunkelheit bis morgen um die Frühstückszeit dürfen Sie auf meine Dienste nicht rechnen, das sind meine Ruhestunden. Mir bleibt keine Wahl als, wo mög-

lich schlafend, zwölf Stunden zu Bett zu bleiben, es scheint, als wenn diese lange Ruhe mein Leben erhält. Habe ich Sie durch meine Katzen überrascht? Halten Sie mich für eine Hexe und diese für die mir verwandten Geister? Wenn Sie bedenken, wie wenige Freuden ich habe, so werden Sie es erklärlich finden, daß ich mich damit zerstreue, diesen kleinen Thieren ihre Künste beizubringen und sie wie Hunde an mich zu gewöhnen. Zuerst begriffen sie sehr schwer und lehrten mich Geduld zu üben, jetzt wissen Sie nun, was ich wünsche, und lernen sehr leicht. Wie werden Sie Ihren Freund bei seiner Rückkehr vom Angeln mit der Geschichte von der Dame, die im Dunkel lebt und mit einer Katzengesellschaft Vorstellungen giebt, unterhalten. Morgen hoffe ich nun aber, daß Sie mich unterhalten werden, indem Sie mir von Ihren Erlebnissen sprechen und mir erzählen, was Sie hierher auf unsere wilde Insel führt. Wenn wir dann im Laufe des Tages näher mit einander bekannt geworden sind, werden Sie mich vielleicht mehr in Ihr Vertrauen ziehen und mir von dem Kummer reden, den ich so untrüglich, während Sie schliefen, in Ihren Zügen las. Sie sehen, ich bin Frau genug geblieben, um der Neugierde zum Opfer zu fallen, sobald ich jemand finde, der mein Interesse erregt. Leben Sie also wohl bis auf morgen!

Ich wünsche Ihnen eine ruhige Nacht und ein fröhliches Erwachen. Kommt meine verwandten Geister, kommt meine Katzenkinder, wir müssen uns in unsere Gemächer zurückziehen."

Sie ließ ihren Schleier herab und verließ, von ihrem Katzengefolge begleitet, leise das Zimmer.

Sogleich erschien Peter, um die Vorhänge aufzuziehen und das Licht der untergehenden Sonne strömte voll in's Zimmer, das eben mein Reisegefährte in heiterster Stimmung betrat, um mir von seinem Fischfang zu berichten. Ich mußte mich wirklich besinnen, ob die verschleierte Gestalt mit der Harfe und der Tanz der Katzen nicht bloß fantastische Gebilde meiner erregten Einbildungskraft gewesen waren, so groß war der Contrast zwischen dem, was ich jetzt sah und hörte, und was hier vor wenigen Augenblicken vorgegangen war. Ich fragte darum wirklich meinen Freund, ob er mich bei seinem Eintreten wachend oder schlafend gefunden habe.

Die Nacht folgte dem Abend und der Meister der Bücher erschien, um sich die neusten Nachrichten über mein Befinden zu holen. Seine Gedanken schienen auch ganz bei seinen Büchern zu sein, denn er war sehr zerstreut, während er sich mit mir unterhielt, und wurde erst aufmerksam, als ich dankbar der Freundlichkeit seiner Tochter Er-

wähnung that. Bei ihrem Namen leuchteten seine blaßblauen Augen, erhob sich sein gesenktes Haupt und seine leise Stimme tönte voller.

„Nehmen Sie ja ihre Dienste an," sagte er, „denn Alles, was sie zerstreut und erfreut, verlängert ihr Leben und ihr Leben ist der Athem für das Meine. Sie ist mir mehr als eine Tochter, sie ist der Schutzgeist meines Hauses und Himmelsluft weht, wo sie erscheint. O, mein Herr, beten Sie für mich, daß meine Tochter mir noch etwas länger erhalten bleibt."

Mit einem tiefen Seufzer und wiederum gesenkten Hauptes verließ er mich.

Zu vorgerückter Stunde wurde das Nachtessen an meinem Bett aufgetragen. Der stumme Peter wurde, als er sich für die Nacht beurlaubte, etwas gesprächiger. „Ich schlafe hier nebenan," sagte er, „bitte, klingeln Sie, wenn Sie etwas wünschen." Mein Reisegefährte, der neben mir in dem andern Bette lag, schlief bereits den süßen Schlaf der Jugend. Im Hause herrschte tiefe Stille und draußen hörte man nur den sanften Gesang des Nachtwindes, der anschwellend und sinkend über den See und das Moorland hinstrich. So beschloß ich den ersten Tag in dem gastfreien Hause auf Shetland.

Drittes Capitel.

Die grüne Flagge.

„Welch eine Gabe haben Sie in Worten zu malen, Mr. Germaine, nach Ihrer Beschreibung habe ich ein deutliches Bild von Frau van Brandt.“

„Und gefällt Ihnen das Bild, Miß Dunroß?“

„Darf ich so aufrichtig sein, wie immer?“

„Gewiß!“

„Nun denn, ehrlich gesagt, gefällt mir Ihre Frau van Brandt nicht!“

Im Verlauf von zehn Tagen hatte ich Miß Dunroß schon so weit in mein Vertrauen gezogen!

Wodurch hatte sie mich bewogen, ihr die geheimnißvollen und heiligen Schmerzen meines Lebens anzuvertrauen, die bis jetzt nur das Ohr meiner Mutter vernommen hatte? So deutlich ich mich auch der schnellen, zarten Weise erinnere, in der sie mich mit ihrer herzgewinnenden Theilnahme bestrickte, so bleibt mir unklar, wie es ihr gelang, sich mir unbewußt so nah zu stellen, daß sie meine angeborene Zurückhaltung überwand, da ihr die wirksamste Macht, der Einfluß

des Blickes, doch fehlte. Sobald das Licht in das Zimmer drang, war sie tief verschleiert und sonst waren die Vorhänge zugezogen. Der Schirm deckte das Feuer und ich konnte kaum die Umrisse ihres Gesichtes erkennen. Theilweise ist ihr Einfluß vielleicht durch die einfache, schwesterliche Art zu erklären, in der sie zu mir sprach, und anderntheils durch das unbeschreibliche Behagen, das mir ihre bloße Anwesenheit im Zimmer schon erregte. Ihr Vater hatte mir gesagt, daß sie Himmelsluft um sich verbreite, ich kann aus meiner Erfahrung nur sagen, daß ein Etwas sie umgab, das sich sanft und unwiderstehlich meines Willens bemächtigte und mich, wie ein Hündchen, ihr gehorchen machte. So getreu wie diesem Buche habe ich ihr alle Ereignisse, alle Leiden meines bisherigen Lebens anvertraut. Von der Liebesgeschichte meiner Knabenzeit mit allen ihren Einzelheiten bis zum Empfange der grünen Flagge, von den geheimnißvollen Prophezeihungen der Dame Dermody, dem gänzlichen Verschwinden der kleinen Mary und der Errettung der Frau van Brandt aus dem Flusse, bis zu der Erscheinung in dem Lusthause und unseren nachherigen Zusammenkünften in Edinburg und London. Mit der vorschnellen anspruchsvollen Beurtheilungsart der Frauen faßte sie nun, während sie in dem dunkeln Zimmer bei mir saß, den Eindruck, den meine

Erzählung gemacht hatte in, die Worte zusammen, die ich vorhin schon niederschrieb: „Mir gefällt Ihre Frau van Brandt nicht!"

„Warum nicht?" fragte ich.

Sie antwortete sofort: „Weil Sie niemand Anderes als Mary lieben dürfen!"

„Aber seit ich ein Knabe von dreizehn Jahren war, ist Mary für mich verloren."

„Geduld und Sie werden sie wiederfinden, Mary ist geduldig und harrt Ihrer. Wie werden Sie von ihr beschämt über Ihre Liebe zu Frau van Brandt sein! Wenn Sie sie wiederfinden, dann werden Sie auf Ihre Trennung von Frau van Brandt als auf das glücklichste Ereigniß in Ihrem Leben zurücksehen. — Ich werde das Ende nicht erleben, aber Sie werden die Bestätigung meiner Worte erleben."

Theils stutzte ich über ihre vollkommen grundlose Ueberzeugung, daß ich Mary noch einmal wiederfinden würde und halb belächelte ich sie.

„Sie scheinen die Ansicht der Dame Dermody zu theilen," sagte ich, „daß unsere beiden Schicksale in eins zusammenfließen müssen. Wie lange es auch sein mag und welche Ereignisse auch dazwischen liegen, so glauben Sie immer, daß

unsere Vereinigung nur eine Zeitfrage ist und nichts weiter?"

„Das glaube ich fest."

„Ohne einen anderen Grund, als daß Sie nicht wünschten, daß ich Frau van Brandt heirathe?"

Sie war sich sehr wohl bewußt, daß dieses ihr hauptsächlicher Grund war und gab nach Frauenart der Abhandlung darüber eine andere Wendung.

„Warum nennen Sie sie Frau van Brandt?" fragte sie. „Frau van Brandt ist ja die Namensschwester Ihrer ersten Liebe, warum nennen Sie sie nicht auch Mary, wenn sie Ihnen so theuer ist?"

Der Grund, den ich dafür hatte, war eines Mannes von Geist und Verstand so unwürdig., daß ich mich schämte ihn anzuführen, aber als sie mein Zögern bemerkte, bestand sie auf einer Antwort, bis ich ihr mein demüthigendes Bekenntniß machte.

„Der Mann, um dessentwillen ich sie aufgeben mußte," sagte ich, „nannte sie Mary. Deßhalb ist mir der Name verleidet, denn ich hasse ihn mit aller Kraft der Eifersucht. Seit *seine* Lippen diesen Namen aussprachen, hat er jeden Reiz für mich verloren."

Statt daß sie mich auslachte, wie ich vorausgesetzt hatte,

erhob sie plötzlich den Kopf, als wollte sie mich trotz der Dunkelheit scharf ansehen.

„Wie sehr müssen Sie diese Frau lieben," sagte sie. „Träumen Sie jetzt auch noch von ihr?"

„Jetzt niemals."

„Hoffen Sie ihre Erscheinung einmal wiederzusehen?"

„Vielleicht, wenn eine Zeit tiefer Noth über sie hereinbricht und sie keinen anderen Freund zum Helfer hat, als mich."

„Sahen Sie je eine Erscheinung Ihrer kleinen Mary?"

„Niemals!"

„Aber Sie hatten sie doch einmal im Traum gesehen, wie Dame Dermody vorausgesagt hatte?"

„Ja, als Knabe."

„Und später erschien in Ihren Träumen nicht Mary, sondern Frau van Brandt, sie war im Geiste bei Ihnen, wenn sie auch leiblich weit entfernt war? Die arme Dame Dermody, wenn sie je gedacht hätte, daß ihre Prophezeihungen durch eine falsche Person erfüllt werden würden!"

Das war also das Resultat, zu dem sie unbegreiflicherweise durch ihre Fragen gekommen war! Hätte sie, anstatt mich durch ihre nächste Frage wieder ganz von der rechten Fährte abzubringen, nur noch etwas weiter geforscht, so

hätte sie mir unwillkürlich den Gedanken mittheilen müssen, der in ihr selbst unbewußt aufkeimte, daß möglicherweise Mary, meine erste Liebe, und Frau van Brandt ein und dieselbe Person waren.

„Wenn Sie nun Ihrer kleinen Mary jetzt wieder begegneten," fuhr sie fort, „wie dächten Sie sie zu finden. Sagen Sie mir das, welch eine Art von Frau glauben Sie, daß sie geworden ist?"

Ich konnte kaum das Lachen verbergen. „Wie soll ich das nach so langer Zeit wissen?" erwiderte ich.

„Denken Sie einmal nach!" sagte sie.

Ich versuchte mir das Bild der kleinen, zarten Mary vorzuführen, wie sie noch in meiner Erinnerung vor mir stand, und von der bekannten Person auf die unbekannte schließend, entwarf ich daraus das Bild einer schlanken, zarten Frau, die den möglichst denkbaren Gegensatz zu Frau van Brandt bildete.

Meine sichtliche Ueberzeugung von dem Gegensatz, der aus dem Vergleich zwischen Beiden entstand, veranlaßte Miß Dunroß den halb erwachten Gedanken an die Identität der Beiden völlig aufzugeben.

Wir hatten uns nun gegenseitig irre geführt, indem wir Beide die spätere Entwickelung zu vollkommener Gesund-

heit, Kraft und Schönheit nicht in Betracht zogen, die Zeit und Umstände an der kindlichen Mary aus meiner Jugendzeit hervorgebracht haben konnten. Wieder war ich um eines Haares Breite an der Enthüllung der Wahrheit vorbeigegangen.

„Ich liebe das Bild Ihrer kleinen Mary unendlich mehr, als das der Frau van Brandt," sagte Miß Dunroß, „weil es ganz dem entspricht, was ich von einer wirklich anziehenden Frau denke. Wie Sie sich so um den Verlust dieser anderen Person grämen können, begreife ich nicht, ich hasse diese aufgeregten Frauen. Sie glauben nicht, wie warm ich mich für Mary interessire, erzählen Sie mir mehr von ihr. Wo haben Sie die geschenkte Handarbeit, an der das arme, kleine Ding so fleißig für Sie gestickt hat? Lassen Sie mich die grüne Flagge sehen!"

Sie setzte unbedingt voraus, daß ich die grüne Flagge bei mir trug, und ich war um die Antwort ein wenig verlegen.

„Ich bedaure, daß ich das nicht kann, da die Flagge irgendwo in meinem Hause in Pertshire aufbewahrt ist."

„Wie, die haben Sie nicht bei sich?" rief sie aus, „Sie lassen ihr Andenken irgend wo herumliegen? Ja, Mr. Germaine, dann haben Sie Mary in der That vergessen. Eine

Frau hätte an Ihrer Stelle lieber ihr Leben gelassen, als daß sie sich von dem einzigen Andenken getrennt hätte, das sie aus der Zeit ihrer ersten Liebe besaß!"

Der außergewöhnliche Ernst, ich möchte fast sagen, die Erregung, in der sie sprach, setzte mich in Erstaunen.

„Aber, liebe Miß Dunroß," beruhigte ich sie, „die Flagge ist ja nicht verloren."

„Hoffentlich nicht," warf sie schnell ein, „denn wenn Sie die grüne Flagge verlieren, verlieren Sie die letzte Reliquie von Mary und, wenn mich mein Glaube nicht täuscht, mehr als das."

„Was glauben Sie denn?"

„Wenn ich es Ihnen sagte, fürchte ich, daß sie mich auslachen würden. Ich glaube jetzt, daß Sie ein harter Mann sind — ich habe mich doch zuerst in Ihren Zügen getäuscht."

„Sie thun mir wahrlich Unrecht. Ich beschwöre Sie, antworten Sie mir so ehrlich wie immer, was verliere ich, wenn ich die letzte Reliquie von Mary verliere?"

„Sie verlieren die einzige Hoffnung, die ich für Sie hege," antwortete sie ernst, „die Hoffnung, daß Sie Mary wiederfinden und einst mit ihr vereint sein werdeu. In der letzten Nacht dachte ich, statt zu schlafen, an Ihre reizende

Liebesgeschichte an den Ufern des klaren, englischen Sees, und je mehr ich nachdachte, je fester wurzelte in mir die Ueberzeugung, daß die grüne Flagge des armen Kindes, das unschuldige Bindeglied zwischen Ihrer Beider Zukunft ist. Das Glück Ihres Lebens haftet an dem unscheinbaren Andenken! Weßhalb ich das glaube, kann ich Ihnen nicht erklären, es mag das mit zu meinen Excentricitäten gehören — wie meine Katzenaufführungen bei den Klängen meiner Harfe. Wäre aber unsere Freundschaft, statt dieser wenigen Tage, schon Jahre alt, so würde ich Ihnen keine Ruhe lassen. Ich würde Sie mit aller Beharrlichkeit einer Frau bitten, anflehen, beschwören, daß Sie Mary's Andenken nie von sich ließen, sondern es zu Ihrem stehenden Begleiter machten, wie das Bild Ihrer Mutter, das Sie dort in der Kapsel immer an Ihrer Uhrkette tragen. Mit der Flagge weilt auch Mary's Einfluß bei Ihnen, Mary's Liebe ist durch dieses theure, alte Band an Sie geknüpft und Sie werden Mary nach Jahren der Trennung wiedersehen!"

Der Gedanke war an sich schön und poetisch, dem Einflusse des Ernstes aber, mit dem er ausgesprochen wurde, hätte sich eine viele verhärtetere Natur, als die meine, nicht entziehen können. Ich gestehe, daß ich mich meiner Ver-

nachlässigung der grünen Flagge wahrhaft schämte, was diese Worte bewirkt hatten, war aber viel tiefer gehend.

„So wie ich nach Hause zurückkehre, will ich sie suchen,“ sagte ich, „und will sie in Zukunft sorgsamer behüten.“

„Ich verlange mehr als das,“ versetzte sie. „Wenn Sie die Flagge nicht bei sich tragen können, so muß sie Sie doch immer begleiten, wohin Sie auch gehen mögen. Als man Ihr Gepäck vom Schiffe hieher brachte, waren Sie besonders besorgt um Ihre Briefmappe, die dort auf dem Tische liegt. Enthält sie irgend etwas besonders Werthvolles?“

„Sie enthält mein Geld und andere Sachen, die mir sehr werth sind, als die Briefe meiner Mutter zum Beispiel und einige Familienandenken, die ich sehr ungern verlieren würde, auch die Mappe selbst ist mir besonders lieb, weil sie seit vielen Jahren meine treue Reisebegleiterin gewesen ist.“

Miß Dunroß stand auf und kam dicht an den Stuhl, auf dem ich saß.

„So lassen Sie Mary's Flagge auch Ihre treue Reisebegleiterin sein,“ sagte sie. „Sie haben meiner Dienste als Ihre Pflegerin viel zu dankbar erwähnt, belohnen Sie mich jetzt über mein Verdienst, indem Sie den abergläubischen

Wunsch einer einsamen Träumerin erfüllen. Versprechen Sie mir, daß die grüne Flagge einen Platz zwischen den anderen Schätzen in Ihrer Mappe finden soll."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich ihr das Zugeständniß machte und ihr versprach, die grüne Flagge mit mir zu führen. Zum ersten Male, seit wir uns kannten, legte sie ihre kleine abgezehrte Hand auf die meine und drückte sie einen Augenblick lang. Ehe ich sie wieder losließ, zog ich sie an meine Lippen und küßte sie im Gefühl meiner Dankbarkeit. Sie erschrak — zitterte und verließ still und eilig das Zimmer.

Viertes Capitel.

Sie tritt zwischen uns.

Welche Bewegung hatte ich unbewußt in Miß Duuroß hervorgerufen, hatte ich sie betrübt oder beleidigt? Hatte ich, ohne es zu wollen, in ihrer Seele ein tief verborgenes Gefühl wach gerufen, das sie bis jetzt standhaft unterdrückt hatte?

Ich gedachte der Tage, die ich hier im Hause verlebt hatte und prüfte meine eigenen Gefühle und Eindrücke, um dadurch vielleicht zur Lösung des Räthsels zu gelangen, weshalb sie aus dem Zimmer geflohen war.

Welchen Eindruck hatte sie auf mich gemacht?

Um die Wahrheit zu gestehen, hatte sie einfach allen Raum in meinem Innern eingenommen und alles Andere daraus verdrängt. Sie hatte in zehn Tagen meine Theilnahme in einem so hohen Grade erregt, wie es einer anderen Frau kaum in zehn Jahren gelungen wäre. Mit Schamgefühl gestand ich mir ein, daß ich meiner Mutter sehr selten gedacht hatte, selbst das Bild von Frau van Brandt war, außer, wenn wir von ihr sprachen, in meinem

Gedächtniß sehr verblichen. Meine Freunde in Lerwick hatten mich alle der Reihe nach, Sir James an der Spitze, besucht und undankbarerweise hatte ich stets eine heimliche Freude empfunden, wenn sie sich wieder empfahlen und meiner Pflegerin das Feld räumten.

In zwei Tagen sollte das Regierungsschiff sich auf die Rückreise begeben. Obgleich meine Hand mich beim Gebrauch noch empfindlich schmerzte, war ich doch hinreichend hergestellt, um die Reise nach Lerwick zu ertragen, da die viel bedenklichere Verletzung an der wiedergeöffneten Wunde durchaus weder für mich noch irgend jemand Anderes mehr ein Gegenstand der Sorge war und ich zudem auf dem Wege zwischen Lerwick und Dunroß's Hause noch in einem Gehöft übernachten konnte.

Trotzdem ich das Alles wußte, hatte ich die Frage, ob ich zu dem Schiffe zurückkehren würde, bis zum letzten Augenblick offen gelassen und meinen Freunden als Grund dafür den Zweifel an der Zulänglichkeit meiner Kräfte angegeben. Der Grund, den ich mir jetzt selbst gestand, war, daß ich zögerte Miß Dunroß zu verlassen.

Welche geheime Macht hatte sie über mich ausgeübt, welches Gefühl, welche Leidenschaft hatte sie in mir erweckt? War es Liebe?

Nein, Liebe war es nicht. An der Stelle, die Mary einst eingenommen, die später Frau van Brandt ausgefüllt, stand Miß Dunroß nicht. Wie konnte ich im gewöhnlichen Sinn des Wortes eine Frau lieben, deren Antlitz ich nie gesehen hatte, deren Schönheit verwelkt war, um nie wieder zu erblühen? deren verödetes Leben an einem Faden hing, der jeden Augenblick zerreißen konnte. An jeder Neigung zwischen den verschiedenen Geschlechtern, wenn man sie anders Liebe nennen soll, haben die Sinne ihren Antheil, an meinem Gefühl für Miß Dunroß hatten sie keinen. Welch ein Gefühl war es denn? Diese Frage konnte ich nur auf eine Weise beantworten, da das Gefühl zu tief in mir verborgen war, um es ergründen zu können.

Welchen Eindruck hatte ich ihr gemacht? Welche Saite ihres Gefühls hatte ich, ohne es zu wissen, berührt, als meine Lippen ihre Hand berührten?

Ich zagte diese Frage weiter zu verfolgen, die ich mir selbst vorgelegt. Ich gedachte ihrer zerrütteten Gesundheit, ihres Daseins in Schatten und Einsamkeit, ich gedachte der reichen Schätze dieses Herzens und dieses Gemüthes, die mit ihrem welkenden Leben auch hinwelken mußten und ich sagte mir: Ihr Geheimniß sei Dir heilig! Nie soll eines meiner Worte oder eine meiner Handlungen sie wieder in

Unruhe und Schmerzen versetzen, mag ihr Herz vor mir verschleiert bleiben, wie ihr Antlitz.

In dieser Stimmung erwartete ich ihre Rückkehr.

Daß ich sie im Laufe des Tages noch wiedersehen würde, bezweifelte ich nicht, da die Post nach dem Süden am nächsten Tage abging und es daher im Hause allgemeine Sitte war, die Briefe am Abend vorher zu schreiben, weil sie der Bote am Morgen ganz früh abholte. Miß Dunroß hatte sich daran gewöhnt nach meinem Diktat die Briefe in meine Heimath zu schreiben, da ich meine Hand noch immer nicht gebrauchen konnte. Sie wußte, daß ich meiner Mutter einen Brief schuldete und auf ihre Hülfe angewiesen war. So war ihre Umkehr zu mir nur eine Zeitfrage, da jede Verpflichtung, wie gering sie auch immer sein mochte, in ihren Augen zur dringenden Pflicht wurde.

Stunde auf Stunde verging, der Tag neigte sich zu Ende und sie erschien noch immer nicht.

Ich verließ mein Zimmer, um noch die letzten Strahlen der Sonne in dem Garten hinter dem Hause aufzufangen, ließ aber Peter zurück, wo ich aufzufinden war, im Fall Miß Dunroß mich suchte. Nach meinen südländischen Begriffen war der Garten sehr wild, aber er zog sich weit an der Küste der Insel hin und bot manche hübsche Aussicht

über den See und das Moorland hinaus. Während ich langsam dahin schlenderte, beschloß ich meine Gedanken nützlich zu beschäftigen, indem ich mir den Brief an meine Mutter, den Miß Dunroß für mich schreiben sollte, immer durchdachte.

Ich fand es aber zu meinem Erstaunen ganz unmöglich, meine Gedanken auf diesen Gegenstand zu richten. Wie oft ich es auch versuchte, immer schweiften meine Gedanken wieder von dem Briefe an die Mutter zu Miß Dunroß hinüber. Doch nein! Verweilten sie bei der Frage, ob ich mit dem Regierungsschiff nach Pertshire zurückkehren sollte oder nicht, oder wohin wendeten sie sich eigentlich? Wunderbarerweise waren alle meine Gedanken durch eine unerklärliche Abschweifung meines Gefühls plötzlich auf einen Gegenstand gerichtet, dem ich jetzt lange nicht mehr nachgedacht hatte, auf — Frau van Brandt. Unwillkürlich dachte ich, so sehr sich mein Wille auch dagegen sträubte, an unsere letzte Unterredung zurück. Ich sah sie, hörte sie wieder, empfand die augenblickliche Wonne unseres letzten Kusses und vergegenwärtigte mir die Qualen und Schmerzen, die ich empfand, als ich von ihr gegangen war und mich allein auf der Straße befand. Thränen, deren ich mich schämte, obgleich sie niemand sah, füllten meine Augen, als ich der Monate gedachte, die seit unserem letzten Beisammensein verflossen waren und wie

viel Herzeleid konnten, mußten sie über sie gebracht haben! Obgleich Hunderte von Meilen zwischen uns lagen, war sie mir diesen Augenblick so nah, als ginge sie im Garten neben mir.

Wie mein Geist, befand auch mein Körper sich in wunderbarem Zustande, ein geheimnißvolles Beben durchschauerte mich von Kopf bis zu den Füßen. Ohne den Boden unter mir zu fühlen, schritt ich vorwärts, meine Augen ruhten auf den Gegenständen umher, ohne daß ich mir ihrer bewußt war, meine Hände waren kalt, ohne daß ich es eigentlich fühlte, mein Kopf glühte, doch empfand ich keinen Schmerz. Ich fühlte mich wie umgeben und eingehüllt in eine electrische Atmosphäre, die alle meine Gefühle wunderbar verwandelte. In dem Glauben, daß ein Gewitter im Anzuge war, blickte ich zum Himmel auf, der war ruhig und klar. Ich stand still, um meinen Rock zuzuknöpfen und fragte mich, ob ich mich erkältet haben könnte oder ob ein Fieber im Anzuge war. Die Sonne versank hinter dem Horizonte des Moorlandes, das graue Zwielicht zitterte über den dunklen Wassern des Seees, ich kehrte zum Hause zurück und auch dahin begleitete mich die lebhafte Erinnerung an Frau van Brandt, als treue Gefährtin. Das Feuer in meinem Zimmer war während dessen niedergebrannt. Einer der geschlossenen Vorhänge war

ein paar Zoll weit zurückgezogen, so daß ein Strahl des ersterbenden Lichts hindurchdringen konnte und an der Stelle wo Licht und Finsterniß sich schieden, sah ich Miß Dunroß, im dunklen Theil des Zimmers sitzen. Sie hatte den Schleier herabgelassen und ihr Schreibzeug auf dem Schooß, so erwartete sie meine Rückkehr.

Ich entschuldigte mich und sagte ihr, daß ich aus Vorsorge dem Diener hinterlassen hätte, wo ich zu finden wäre; sie unterbrach mich aber sanft, so daß ich meinen Satz nicht vollenden konnte.

„Peter ist unschuldig," sagte sie, „ich wünschte, daß er Sie nicht zu früh in's Haus zurückrufen möchte. Hat Ihr Spaziergang Ihnen gut gethan?" Sie sprach sehr ruhig, die schwache, trübe Stimme war schwächer und trüber denn je. Während dieser Worte hielt sie ihren Kopf über das Schreibzeug gebeugt, statt wie sonst ihn mir während unseres Gesprächs zuzuwenden. Ich fühlte immer noch jenes geheimnißvolle Beben wie im Garten und zog meinen Stuhl nah an das Feuer, dessen Kohlen ich anzuschüren versuchte, um mich daran zu erwärmen. Dadurch war ein kleiner Zwischenraum zwischen unseren Plätzen im Zimmer. Ich konnte sie nur von der Seite sehen, wie sie in der schützenden Dunkelheit des vorgezogenen Vorhanges am Fenster saß.

„Ich fürchte, daß ich mich zu lange im Garten aufgehalten habe," sagte ich, „mich durchrieselt die eisige Abendluft."

„Soll mehr Holz auf das Feuer gelegt werden?" fragte sie. „Soll ich irgend etwas für Sie besorgen?"

„Nein, ich danke, ich bedarf nichts. Ich sehe, daß Sie die Güte haben wollen für mich zu schreiben."

„Ja," sagte sie, „wenn Sie es wünschen; so wie Sie bereit sind, ist meine Feder es auch."

Sie schien die ausgesprochene Rückhaltung, die zwischen uns entstanden war, seit wir uns zuletzt gesprochen hatten, ebenso schmerzlich zu empfinden als ich und hätten wir nur gewußt, wie es anzufangen war, so hätten wir sie gern durchbrochen. Jedenfalls mußte das Briefschreiben uns beschäftigen. Wiederum versuchte ich meine Gedanken darauf zu richten und wiederum war der Versuch vergebens. Obgleich ich sehr gut wußte, was ich meiner Mutter zu sagen hatte, war es mir, so wie ich es aussprechen wollte, als fehlte mir die Fähigkeit dazu. Ich kauerte am Feuer und sie wartete mit ihrem Schreibzeuge auf dem Schooß.

Fünftes Capitel.

Sie bedarf wiederum meiner.

Als die Zeit verfloß und das Schweigen zwischen uns andauerte, versuchte Miß Dunroß mich zu ermuntern.

„Haben Sie sich entschlossen in Gesellschaft Ihrer Freunde in Lerwick nach Schottland zurückzukehren?" fragte sie.

„Es wird mir nicht leicht," erwiderte ich, „meine Freunde hier zu verlassen."

Sie ließ den Kopf sinken und antwortete mir mit leiser Stimme:

„Denken Sie an Ihre Mutter, die Pflichten gegen sie gehen allen anderen vor. Es ist sehr schwer für sie gewesen, Sie so lange zu entbehren, und sie leidet sicher darunter."

„Sie leidet?" wiederholte ich, „davon sagen ihre Briefe aber nichts."

„Sie vergessen, daß Sie mir die Erlaubniß gaben, ihre Briefe zu lesen," warf Miß Dunroß ein, „und ich habe aus dem, was sie schreibt, obgleich sie nichts davon ausspricht, sehr wohl ihre Sorge um Sie herausgelesen und Sie wissen so gut, wie ich, daß sie Grund hat, zu sorgen. Beglücken

Sie sie durch die Nachricht, daß Sie mit Ihren Freunden heimkehren werden, und mehr noch, in dem Sie sie versichern, daß Sie nicht länger den Verlust von Frau van Brandt beklagen. Darf ich ihr das in Ihrem Namen mit diesen Worten schreiben?"

Es war mir unmöglich, ihr zu gestatten, daß sie in diesen oder irgend welchen anderen Worten über Frau van Brandt schrieb. Obwohl meine unglückliche Liebesgeschichte bisher immer zwischen uns besprochen worden war, warum war es mir jetzt, als wäre sie ein verbotenes Thema, warum konnte ich mich nicht entschließen, ihr auf ihre Frage zu antworten?

„Wir haben ja noch viel Zeit übrig," sagte ich, „ich möchte erst über Sie selbst sprechen." In der Dunkelheit, die sie umgab, erhob sie die Hand, als wollte sie sich gegen dieses Gespräch verwahren, ich aber bestand darauf, es dennoch anzubahnen. „Wenn ich denn doch abreisen muß," fuhr ich fort, „so darf ich Ihnen wohl beim Scheiden sagen, was ich bis jetzt verschwieg, daß ich Sie nicht für unheilbar halte. Sie wissen, daß ich Arzt bin, und daher kenne ich mehrere der im Augenblick berühmtesten Aerzte in Edinburg sowohl, als in London. Gestatten Sie mir, daß ich Männern, die in der Behandlung verwickelter Nervenkrankheiten geübt sind,

Ihren Zustand, so wie ich ihn auffasse, schildere, und darf ich Ihnen den Erfolg schriftlich mittheilen?"

Ich erwartete ihren Bescheid, aber weder Wort noch Geberden ermuthigten meinen Wunsch, in Zukunft mit ihr in Verbindung zu bleiben. Da versuchte ich noch einen anderen Weg, auf dem ich sie zu vermögen hoffte, einen Brief von mir zu empfangen.

„Jedenfalls muß ich mir erlauben Ihnen zu schreiben," fuhr ich fort, „denn Sie werden doch sicher von mir hören wollen, ob Ihre Ahnungen, die Sie mit so großer Sicherheit an ein Wiedersehen zwischen der kleinen Mary und mir glauben lassen, richtig sind!"

Wieder erwartete ich vergebens eine Antwort. Sie sprach, aber nur um den Gegenstand unseres Gesprächs zu wechseln.

„Die Zeit vergeht und wir haben den Brief an Ihre Mutter immer noch nicht angefangen," war Alles, was sie sagte.

Da ihre Stimme mir verrieth, daß sie litt, wäre es grausam gewesen, sie noch länger zu quälen. Der matte Lichtschein, der durch die Spalte des Vorhanges drang, nahm schnell ab, so war es wirklich Zeit, den Brief zu schreiben.

Ich hoffte noch eine andere Gelegenheit zu finden, um mit ihr sprechen zu können, ehe ich das Haus verließ.

„Ich bin bereit,“ sagte ich „wollen Sie beginnen?“

Der erste Satz, worin ich meiner Mutter mittheilte, daß meine verrenkte Hand fast heil sei und daß nichts mich hinderte, Schottland zu verlassen, sobald Sir James abzureisen beschlösse, war meinem geduldigen Schreiber bald diktirt. Da meiner Mutter aus triftigen Gründen verschwiegen war, daß sich meine Wunde bei dem Unfall wieder geöffnet hatte, war damit Alles gesagt, was über meine Gesundheit zu sagen war, und Miß Dunroß wartete auf die folgenden Worte, nachdem sie den Eingang des Briefes geschrieben hatte.

Im nächsten Satze bezeichnete ich meiner Mutter den Tag, an dem das Schiff von hier abgehen sollte, und sagte ihr, wenn sie bei günstigem Wetter meine Heimkehr erwarten könne. Auch das schrieb Miß Dunroß und wartete wieder. Ich dachte nach, was ich nun weiter sagen sollte, und nahm mit Erstaunen wahr, daß ich meine Gedanken unmöglich auf den Brief zu richten vermochte. Sie wanderten in räthselhafter Weise immer zu Frau van Brandt hin. Ich war beschämt, ich zürnte mir selbst und beschloß, was ich auch sagen mochte, wenigstens um jeden Preis den Brief zu beenden. Aber wie ich mich auch bemühte, selbst die äußerste Anstrengung

meiner Willenskraft, half nichts. In meinen Ohren widerhallten nur Frau van Brandts Worte bei unserem letzten Begegnen — kein Wort für meine Mutter kam mir in den Sinn. Miß Dunroß legte die Feder nieder und wendete langsam den Kopf, um mich anzusehen.

„Sie wollen doch wohl Ihrem Briefe noch Einiges hinzufügen?" sagte sie.

„Gewiß," antwortete ich, „aber ich weiß nicht, was mir fehlt, das Diktiren übersteigt heute Abend entschieden meine Kräfte."

„Kann ich Ihnen helfen?" fragte sie.

Ich nehme den Vorschlag dankbar an. „Es giebt ja Vieles, was meine Mutter mit Freuden hören würde, wenn ich nur Kraft hätte, darüber nachzudenken. Wollen Sie es nicht gütigst für mich thun?"

Durch diese unvorsichtige Antwort bot sich Miß Dunroß die Gelegenheit, auf Frau van Brandt zurückzukommen. Sie ergriff sie auch mit der festen Entschlossenheit einer Frau, die ihr Ziel im Auge hat und es auf jeden Fall erreichen will.

„Wollen Sie nicht Ihrer Mutter in Ihren eigenen Worten sagen, daß Ihre Verblendung für Frau van Brandt nun zu

Ende ist, oder soll ich es für Sie niederschreiben, indem ich versuche möglichst Ihre Ausdrucksweise zu wählen?"

Ihre Beharrlichkeit besiegte mich in der Verfassung, in der ich mich eben befand. Ich dachte nachlässig bei mir selbst: „Sie wird wieder auf den Gegenstand zurückkommen, wenn ich jetzt auch Nein sage, und mich, nach allen den Freundlichkeiten, die ich ihr verdanke, doch veranlassen, Ja zu sagen." Ehe ich ihr antworten konnte, verwirklichte sie meine Vermuthungen schon, indem sie auf den Gegenstand zurückkam und mir ein Ja entlockte.

„Wie soll ich Ihr Schweigen deuten?" sagte sie. „Erst bitten Sie um meine Hülfe und dann verwerfen Sie den ersten Vorschlag, den ich Ihnen mache!"

„Nehmen Sie die Feder zur Hand," erwiderte ich, „ich werde Ihren Wunsch erfüllen."

„Wollen Sie mir die Worte selbst diktiren?"

„Ich will es versuchen."

Ich versuchte es und dieses Mal gelang es mir. Indem Frau van Brandts Bild lebhaft vor mir stand, stellte ich in Gedanken den Satz zusammen, der meiner Mutter verkünden sollte, daß meine „Verblendung" über Frau van Brandt zu Ende sei.

„Du wirst Dich freuen, wenn Du hörst, daß die Zeit und die Abwechselung von Erfolg waren.“

Miß Dunroß schrieb die Worte nieder und erwartete meinen nächsten Satz. Das Licht erlosch allmählig, das Zimmer wurde dunkler und ich fuhr fort:

„Hoffentlich werde ich Dir wegen Frau van Brandt keine Sorgen mehr bereiten, theure Mutter!“

Bei der herrschenden Stille konnte ich vernehmen, wie die Feder meines Schreibers über das Papier hin und her ging, während ich diese Worte schreiben ließ.

Als der Ton verstummte, fragte ich: „Haben Sie das geschrieben?“

„Ich habe es geschrieben,“ antwortete sie in ihrem ruhigen Ton.

Ich fuhr in meinem Briefe fort.

„Die Tage vergehen und ich gedenke selten oder gar nicht ihrer. Ich glaube, ich habe den Verlust von Frau van Brandt nun überwunden.“

Als ich den Satz schloß, stieß Miß Dunroß einen leisen Schrei aus und ich sah im Augenblick trotz der zunehmenden Dunkelheit, daß ihr Kopf hinten gegen die Lehne ihres Stuhles gesunken war. Meinem natürlichen Antrieb folgend, sprang ich auf, um zu ihr zu gehen, aber eine unbeschreibliche Furcht

bannte mich an meinen Platz. Ich hielt mich am Kaminsims und war unfähig, einen Schritt zu thun, mit Anstrengung gelang es mir, zu sprechen.

„Sind Sie krank?“ fragte ich.

Sie antwortete mir im flüsternden Tone, ohne den Kopf zu erheben: „Ich bin sehr erschrocken.“

„Was erschreckte Sie?“

Ich hörte durch die Dunkelheit, wie sie schauderte. Anstatt mir zu antworten, flüsterte sie vor sich hin: „Was soll ich ihm sagen?“

„Sagen Sie mir, was Sie erschreckt hat,“ wiederholte ich, „Sie wissen, Sie können mir die Wahrheit anvertrauen.“

Sie raffte sich auf und antwortete mir diese seltsamen Worte:

„Es trat etwas zwischen mich und den Brief, den ich schreiben wollte.“

„Was war es denn?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen.“

„Sehen Sie es nicht?“

„Nein.“

„Fühlen Sie es nicht?“

„Ja.“

„Wie erscheint es Ihnen denn?“

„Wie ein kalter Luftzug zwischen mir und dem Briefe.“

„Ist das Fenster aufgegangen?“

„Nein, das ist fest zu.“

„Und die Thür?“

„So viel ich sehen kann, ist die Thür auch zu. Ueberzeugen Sie sich selbst davon. Wo sind Sie und was thun Sie?“

Ich sah nach dem Fenster und nahm, während sie diese Worte sprach, eine Veränderung in dem Theile des Zimmers wahr.

Durch die Spalte zwischen den Vorhängen schien ein neues Licht — nicht das matte, natürliche Zwielicht, sondern ein reiner, sternenheller Schein, ein bleiches, überirdisches Licht. Während ich es beobachtete, zitterte dieser Sternenschimmer, als wenn irgend ein Luftzug ihn bewegte, und als es wieder ruhig wurde, trat aus dem überirdischen Glanz die Gestalt einer Frau hervor. Ganz allmälig wurde sie deutlicher. Ich kannte die edle Gestalt und das trübe, liebliche Lächeln wohl, ich stand zum zweiten Male vor Frau van Brandts Erscheinung.

Sie war nicht wie bei unserem letzten Begegnen gekleidet, sondern trug den Anzug, den sie an jenem entwürdigenden Abende trug, als wir uns auf der Brücke trafen und in dem sie mir

zuerst an dem Wasserfall in Schottland erschienen war. Der Sternenschimmer umgab sie wie ein Heiligenschein. Sie sah mich mit denselben traurigen, bittenden Augen an, wie damals in dem Lusthause, sie erhob die Hand, aber nicht, wie damals, winkend, daß ich mich ihr nähern sollte, sondern um mich sanft an meinen Platz zu bannen.

Ich wartete voller Ehrfurcht, aber ohne Furcht, mein ganzes Herz gehörte ihr, als sie so vor mir stand.

Sie bewegte sich und glitt vom Fenster zu dem Stuhl, auf dem Miß Dunroß saß und ihn leise umgehend, stellte sie sich hinter die Lehne. Bei dem Lichte des matten Schimmers, der sie umgab und der Geistererscheinung auch folgte, sah ich die dunkle Gestalt der lebenden Frau regungslos in ihrem Stuhle sitzen, mit dem Schreibzeug auf dem Schooß und der darauf liegenden Feder. Ihre Arme hingen kraftlos herab, der verschleierte Kopf war jetzt nach vorn gebeugt, sie machte den Eindruck, als wäre sie, im Begriff aufzusehen, in einen Stein verwandelt worden.

Nach einem Augenblick sah ich, wie die Geistererscheinung sich über die lebende Gestalt neigte und das Schreibzeug von ihrem Schooße nahm. Das Schreibzeug auf ihre Schulter setzend, ergriffen die bleichen Finger die Feder und schrieben auf den unvollendeten Brief. Dann setzte sie das Schreib-

zeug der Lebenden wieder auf den Schooß und wendete sich von ihrem Platze aus zu mir. Sie sah mich wieder an und winkte mir wieder, winkte aber dieses Mal, daß ich herankommen sollte.

Willenlos bewegte ich mich, wie damals, als ich sie zum ersten Male in dem Lusthause sah. Durch eine unwiderstehliche Macht näher und näher gezogen, blieb ich einige Schritt vor ihr stehen. Sie trat zu mir und legte mir die Hand auf die Brust und wiederum erfüllte mich das wunderbar gemischte Gefühl von Wonne und Ehrfurcht, das mich schon damals ergriffen hatte, als ich im Geiste ihre Berührung gefühlt. Sie sprach wieder in den leisen, melodischen Tönen, die mir so wohlbekannt waren, und sagte dieselben Worte: „Gedenke mein und komm zu mir.“ Ihre Hand glitt von meiner Brust herab, das bleiche Licht, das sie umgab, zitterte, sank und verschwand. Das Dämmerlicht schien durch die Vorhänge, das war Alles, was ich sah. Sie hatte gesprochen und war verschwunden. Ich war Miß Dunroß so nah, daß ich sie mit der ausgestreckten Hand erreichen konnte.

Sie erschrack und schauderte, wie jemand, der plötzlich aus einem schweren Traum erwacht.

„Sprechen Sie mit mir!“ flüsterte sie. „Sagen Sie mir, daß Sie es waren, der mich berührte.“

Ehe ich sie näher befragte, sagte ich ihr einige beruhigende Worte.

„Haben Sie etwas im Zimmer gesehen?"

Sie erwiderte: „Mich hat eine tödtliche Furcht befallen, ich sah nichts, als daß das Schreibzeug von meinem Schooß genommen wurde."

„Sahen Sie die Hand, die es nahm?"

„Nein."

„Sahen Sie eine Art Sternenschimmer und eine Gestalt darin stehen?"

„Nein."

„Sahen Sie das Schreibzeug, nachdem es von Ihrem Schooß genommen war?"

„Ich sah es auf meiner Schulter stehen."

„Sahen Sie in dem Briefe eine Handschrift, die nicht die Ihrige war?"

„Ich sah auf dem Papier einen dunkleren Schatten, als den, in welchem ich mich befinde."

„Bewegte er sich?"

„Er ging über das Papier."

„Nach welcher Richtung hin?"

„Von links nach rechts."

„Wie man eine Feder beim Schreiben bewegt?"

„Ja, wie man eine Feder beim Schreiben bewegt.“

„Kann ich den Brief nehmen?“

Sie reichte ihn mir hin.

„Darf ich ein Licht anstecken?“

Sie nickte schweigend und zog den Schleier dichter um ihr Gesicht. Ich steckte hinter ihr auf dem Kaminsims das Licht an und sah nach der Schrift.

Dort, auf der leeren Stelle des Briefes, wie einst auf der leeren Stelle in meinem Skizzenbuche, fand ich die Schrift, welche die Geistererscheinung mir zurückgelassen hatte, wie damals in zwei Reihen geschrieben, die ich hier folgen lasse:

Am Ende des Monats
Im Schatten von St. Paul.

Sechstes Capitel.

Der Kuß.

Ich fühlte die alte Liebe, die alte Hingebung wieder in voller Kraft, da sie meiner wieder bedurfte, mich wieder gerufen hatte. Alles, was mich bei unserem letzten Beisammensein geschmerzt und verletzt hatte, war vergessen und mein ganzes Wesen erbebte in einer Mischung von Wonne und Ehrfurcht, als ich die Erscheinung wieder sah, die zum zweiten Male zu mir kam. Minuten vergingen und ich stand noch immer wie verzaubert vor dem Feuer, nur ihre Worte wiederholend: „Gedenke mein und komm zu mir,“ und die geheimnißvollen, geschriebenen Worte betrachtend: „Am Ende des Monats im Schatten von St. Paul.“

Da das Ende des Monats noch fern war, hatte ihre Erscheinung sich mir also in Voraussicht von Schmerzen, die noch für sie kommen sollten, gezeigt und ich hatte noch reichlich Zeit für die Pilgerfahrt, die fest in mir beschlossen war — die Pilgerfahrt zum Schatten von St. Paul.

Mancher Andere in meiner Lage wäre wohl unsicher gewesen, welches der bezeichnete Ort sein sollte. Andere hätten

wahrscheinlich ihr Gedächtniß angestrengt, um unter den zahlreichen Kirchen, Anstalten, Straßen und Städten im Auslande, die die christliche Verehrung dem Namen des großen Apostels geweiht hat, den Ort ausfindig zu machen, zu dem sie ihre Schritte lenken sollten. Diese Schwierigkeit beschäftigte mich nicht, denn ich machte sofort den einzigen Schluß, der mir richtig zu sein schien. „St. Paul" sollte die berühmte Cathedrale in London bezeichnen. Wo am Ende des Monates der Schatten der großen Kirche hingerichtet war, da sollte ich sie oder eine Spur von ihr finden. Also war es wiederum in London und nirgend anders, wo ich die Frau, die ich liebte, leiblich vor mir sehen sollte, ebenso gewiß, wie ich eben ihre Geistererscheinung sah.

Wie war die geheimnißvolle Sympathie zu erklären, die uns trotz Zeit und Raum immer wieder verband? Wer wollte voraussagen, welchem zukünftigen Ziele unsere beideu Existenzen im Laufe der Jahre zustrebten?

Während ich diese Betrachtungen in mir bewegte und meine Augen fest auf die Schrift gerichtet waren, fiel mir unwillkürlich die tiefe Stille, die im Zimmer herrschte, auf und damit kehrte meine Erinnerung zu Miß Dunroß zurück. Im Bewußtsein meiner Schuld, drehte ich mich sofort um und sah nach dem Fenster, wo ihr Stuhl stand.

Der Stuhl war leer und ich war im Zimmer allein.

Warum verließ sie mich ohne ein Abschiedswort? Litt sie an Geist oder Körper oder hatte es sie verletzt, daß ich sie so unbeachtet gelassen?

Den Gedanken sie verletzt zu haben, konnte ich nicht ertragen. Ich klingelte um nach ihr zu fragen.

Dem Rufe der Klingel folgte nicht, wie sonst, der stille Diener Peter, sondern eine Frau in mittleren Jahren, die einfach und sauber gekleidet war und der ich mehrmals beim Herein- und Hinausgehen und aus meinem Zimmer begegnet war, ohne zu wissen, welche Stellung sie eigentlich hier im Hause einnahm.

„Wünschen Sie, daß Peter kommt?“ fragte sie.

„Nein, ich wollte nur wissen, wo Miß Dunroß ist.“

„Miß Dunroß ist in ihrem Zimmer und sendet Ihnen durch mich diesen Brief.“

Mit Erstaunen und Unbehagen nahm ich ihr den Brief ab, da es das erste Mal war, daß Miß Dunroß schriftlich mit mir verkehrte. Ich hoffte auf Befragen von ihrer Botin etwas über sie zu hören.

„Sind Sie in Miß Dunroß's Diensten?“ fragte ich.

Die sehr unfreundliche Antwort lautete: „Ich habe Miß Dunroß seit vielen Jahren gedient.“

„Glauben Sie, daß sie mich jetzt empfangen würde, wenn ich sie durch Sie darum bitten ließe?"

„Ich weiß es nicht, mein Herr. Vielleicht sagt der Brief etwas darüber, wollen Sie ihn nicht erst lesen?"

Wir sahen einander an. Entschieden war die vorgefaßte Meinung dieser Frau über mich eine ungünstige. Hatte ich Miß Dunroß wirklich weh gethan oder sie beleidigt und hatte ihre Dienerin, die ihr treu und ergeben war, das entdeckt und haßte mich dafür? Bei dem finsteren Aussehen der Frau wäre es Thorheit gewesen, noch fernere Fragen zu thun, so entließ ich sie.

Als ich allein war, las ich den Brief, der ohne Anrede mit folgenden Zeilen begann:

„Da meine Selbstbeherrschung schon auf harte Proben gestellt ist und meine Kraft nicht mehr ausreicht, so schreibe ich Ihnen, was ich sonst sagen würde. Nicht um meiner selbst willen, aber um meines Vaters willen, muß ich sparsam mit dem Rest umgehen, der mir geblieben ist.

„Halte ich das nebeneinander, was Sie mir über die Geistererscheinung in dem Lusthause in Schottland erzählten und was ich vor einer Weile in Ihrem Zimmer durch Ihre Fragen von Ihnen erfuhr, so muß ich unfehlbar daraus schließen, daß Sie dieselbe Erscheinung zum zweiten Male

hatten. Die Furcht, die ich empfand, die seltsamen Dinge, die ich sah oder zu sehen glaubte, geben in mir nur ein schwaches Abbild von dem, was in Ihnen vorgeht. Ich will nicht untersuchen, ob wir beide die Opfer einer Täuschung sind oder ob wir uns für die auserwählten Zeugen überirdischer Beziehungen halten sollen. Der Erfolg genügt mir, daß Sie wiederum ganz dem Einflusse von Frau van Brandt gewonnen sind. Wozu soll ich Ihnen von den Sorgen und Vorahnungen sprechen, die mich beunruhigen. Ich will Ihnen nur sagen, daß die einzige Hoffnung, die ich für Sie hege, in der schleunigsten Vereinigung mit dem Gegenstande, der Ihrer Treue und Hingebung würdiger ist, beruht. Meine Ueberzeugung, daß Sie Ihre erste Liebe wieder finden werden, steht fest und tröstet mich.

„Nun ich Ihnen das geschrieben habe, verlasse ich den Gegenstand und werde nur noch in meinen eigenen Gedanken darauf zurückkommen.

„Alle nöthigen Vorbereitungen zu Ihrer Abreise sind auf morgen getroffen und es bleibt mir nichts zu thun, als Ihnen eine frohe, glückliche Heimkehr zu wünschen. Ich bitte, halten Sie mich nicht für undankbar für Alles, was ich Ihnen schulde; weil ich Ihnen meine Abschiedsworte hierdurch sende.

„Die kleinen Dienste, die es mir vergönnt war, Ihnen zu leisten, haben meine gemessenen Lebenstage erhellt und Sie haben mir einen Schatz von glücklichen Erinnerungen zurück gelassen, die ich mit der Sorgfalt eines Geizhalses aufspeichern will, wenn Sie fort sind. Wenn Sie sich noch ein neues Anrecht auf meine dankbare Erinnerung erwerben wollen, so erbitte ich als letzte Gunst von Ihnen, daß Sie keinen Versuch machen, mich wiederzusehen. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen persönlich „Lebewohl“ zu sagen, es ist das schmerzlichste aller Worte und ich habe eben nur die Kraft, es zu schreiben. Gott erhalte und behüte Sie — leben Sie wohl!

„Noch eine Bitte. Vergessen Sie nicht, was Sie mir versprachen, als ich Ihnen meine thörichte Ahnung über die grüne Flagge aussprach, und wohin Sie auch gehen, behalten Sie das Andenken von Mary bei sich. Ich wünschte nicht, daß Sie mir diese Zeilen beantworteten, sehen Sie, wenn Sie morgen das Haus verlassen, zu dem Mittelfenster über dem Thorweg hinauf, das ist mir Antwort genug.“

Daß diese melancholischen Zeilen mir die Augen mit Thränen füllten, beweist nur, daß ich Gefühle habe, die zu rühren sind. Der Drang, der mich trieb, an Miß Dunroß zu schreiben, als ich meine Fassung einigermaßen wiederge=

wonnen hatte, war unwiderstehlich. Ich schrieb keinen langen Brief, sondern bat sie nur mit aller mir zu Gebote stehenden Ueberredungskunst, ihren Entschluß noch einmal zu erwägen. Die Person, die Miß Dunroß bediente, brachte mir die Antwort zurück, die in drei entschiedenen Worten bestand: „Es kann nicht sein." Dieses Mal sagte die Frau, ehe sie mich verließ, fast streng: „Wenn Sie Rücksicht für meine Herrin haben wollen, veranlassen Sie sie nicht, Ihnen wieder zu schreiben." Sie warf mir einen letzten drohenden Blick zu und verließ das Zimmer.

Daß die Worte der treuen Dienerin meinen Wunsch nur noch steigerten, Miß Dunroß noch einmal, vielleicht überhaupt zum letzten Male, ehe ich abreiste, zu sehen, brauche ich nicht zu sagen. Vielleicht gelang es mir durch die Vermittlung ihres Vaters, ohne ihr Wissen, in ihre Nähe zu kommen, das war meine einzige Hoffnung.

Ich beauftragte Peter, bei seinem Herrn anzufragen, ob ich ihm noch vor Abend meine Aufwartung machen könnte, aber mein Bote brachte mir eine Antwort zurück, die mich von Neuem entmuthigte. Mr. Dunroß bat mich um Entschuldigung, wenn er den Empfang meines Besuches auf morgen verschöbe, also auf den Tag meiner Abreise. Sollte ich die Botschaft so auffassen, daß er mich nur kurz

vor meiner Abreise zu sehen wünschte, um gleich Abschied von mir zu nehmen? Ich fragte Peter, ob sein Herr diesen Abend besonders beschäftigt wäre, worauf er mir keinen Bescheid geben konnte. „Der Meister der Bücher“ war nicht wie gewöhnlich in seinem Zimmer, sondern saß, als er die Bestellung an mich machte, neben dem Sopha seiner Tochter.

Nach dieser Antwort verließ mich der Mann bis zum nächsten Morgen. Meinem ärgsten Feinde wünsche ich keine trüberen Stunden in seinem Leben als die, die ich während der letzten Nacht unter Mr. Dunroß's Dach verlebte.

Nachdem ich bis zur Erschöpfung in dem Zimmer auf- und abgegangen war, wollte ich versuchen meine trüben Gedanken durch Lesen zu verscheuchen, aber das eine Licht, das ich hatte, erleuchtete das Zimmer nicht ausreichend. Ich trat an den Kaminsims, um ein zweites Licht, das dort stand, anzustecken und fand den angefangenen Brief an meine Mutter, den ich dort aus der Hand gelegt hatte, als Miß Dunroß's Dienerin zum ersten Male zu mir eintrat. Als das Licht brannte, nahm ich den Brief fort, um ihn meinen anderen Papieren beizufügen und entdeckte, als mein Blick, während meine Gedanken mit Miß Dunroß beschäftigt

waren, zufällig darauf fiel, daß eine Veränderung damit vorgegangen war.

Die Handschrift der Erscheinung war verschwunden. Unter dem von Miß Dunroß geschriebenen Briefe befand sich nichts als das leere Papier.

Ich griff zuerst nach meiner Uhr.

Damals, als die Geistererscheinung die Worte in mein Skizzenbuch geschrieben hatte, war die Schrift nach drei Stunden verlöscht, soviel ich es berechnen konnte, war dieses Mal die Schrift nach Verlauf einer Stunde unsichtbar geworden.

Ich kann nur vermuthen, daß Frau van Brandt wiederum der Gegenstand einer Verzückung oder eines Traumes gewesen war, als sie mir zum zweiten Male erschien; das mußte ich nach der Unterredung, die ich mit ihr am St. Antoniusbrunnen hatte und aus Entdeckungen, die ich in einer viel späteren Lebensepoche machte, schließen. In dem träumenden Zustande, in dem ihr Geist den meinen erkannte, hatte sie mich, wie damals, rückhaltlos um Hülfe angerufen und mir rückhaltlos vertraut. Als sie nach einer Stunde zur Besinnung gekommen war, hatte sie sich wieder der vertraulichen Weise geschämt, in der sie während ihres Traumes mit mir verkehrt, und somit durch ihren Willen

als Wachende den Einfluß ihres Traumwillens vernichtet. Deshalb war die Schrift auch eine Stunde nachdem die Feder sie ausgeführt hatte oder auszuführen schien, vernichtet.

Das ist die einzige Erklärung, die ich geben kann. Um die Zeit als das Ereigniß sich zutrug, besaß ich durchaus nicht Frau van Brandts volles Vertrauen und konnte darum keinerlei Lösung finden. Ich konnte nur den Brief mit dem unsicheren Gefühl fortlegen, ob meine Sinne mich getäuscht hatten oder nicht. Tief versunken in die verzweifelten Gedanken, die Miß Dunroß's Brief in mir erzeugt hatte, war ich nicht in einer Stimmung, in der ich meinen Verstand hätte anstrengen mögen, um den Schlüssel zu dem Verschwinden der Handschrift zu suchen. Meine Nerven waren gereizt. Ich haderte mit mir und Anderen. „Der beunruhigende Einfluß der Frauen scheint, wohin ich auch gehe, der einzige Einfluß zu sein, den ich verdammt bin zu empfinden,“ dachte ich ungeduldig. Während ich rückwärts und vorwärts mein Zimmer durchschritt, denn ein Buch konnte meine Gedanken unmöglich fesseln, glaubte ich mir ganz klar zu sein, aus welchen Gründen junge Männer meines Alters zu dem Entschlusse kommen, in ein Kloster zu gehen. Ich zog die Vorhänge zurück und sah hinaus,

mein Blick entdeckte aber keinerlei Aussicht, als die schwarze Masse der Finsterniß, die den See verhüllte. Ich sah nichts, ich mochte nichts denken, ich konnte nichts thun, es blieb mir nichts übrig als den Versuch zu machen, ob ich schlafen konnte. Meine medizinische Wissenschaft sagte mir klar genug, daß natürlicher Schlaf für diese Nacht, bei der Verfassung, in der sich meine Nerven befanden, zu den unerreichbaren Ueppigkeiten des Lebens gehörte. Da sich aber der Medizinkasten, den Mr. Dunroß mir zur Verfügung gestellt hatte, noch in meinem Zimmer befand, mischte ich mir einen kräftigen Schlaftrunk und flüchtete mich vor allen Sorgen in mein Bett.

Es ist eine Eigenthümlichkeit aller Schlaf bewirkenden Mittel, daß sie nicht bloß auf verschiedene Constitutionen verschieden wirken, sondern, daß man sich auch nicht darauf verlassen kann, daß sie auf dieselbe Person immer gleichmäßig wirken. Ich hatte die Lichte ausgelöscht, ehe ich mich in's Bett legte. Unter gewöhnlichen Umständen würde der Trank, den ich genommen hatte, mich, nachdem ich eine halbe Stunde ruhig im Finstern gelegen hätte, eingeschläfert haben, in dem Zustande, aber, in dem sich meine Nerven eben befanden, betäubte er mich und that weiter nichts.

Stunde auf Stunde lag ich ganz still mit geschlossenen Augen in dem halb schlafenden, halb wachen Zustande, der so wunderbar karakteristisch bei Hunden während ihrer Ruhezeit ist. Im Verlaufe der Nacht bedrängte eine solche Schwere meine Augenlider, daß es mir unmöglich war, sie zu öffnen, alle meine Muskeln wurden von einer so gewaltigen Schlaffheit befallen, daß ich auf meinem Kopfkissen regungslos wie ein Leichnam lag. Meine Gedanken vermochten trotz des schläfrigen Zustandes sich behaglich in langen Reihen angenehmer Bilder zu ergehen, mein Gehörssinn war so scharf, daß ich den leisesten Laut vernahm, den der Nachtwind im Vorüberziehen in den Büschen am See hervorbrachte, und in meinem Zimmer selbst vernahm ich noch deutlicher das geisterhafte Nachtgeräusch in den Möbeln und das plötzliche Zusammensinkeu der Kohlen im Kamin, das Leuten, die schlecht schlafen, so wohl bekannt ist und übermäßig angespannte Nerven so sehr erregt. Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus ist die Bezeichnung unrichtig, wenn ich nämlich sage, daß meine eine Hälfte wachte, während die ndere schlief, und doch schildert sie meinen Zustand von dieser Nacht am genausten.

Ich kann nicht sagen, wie viele Stunden ich noch gelegen hatte, als mein überreizter Gehörssinn ein neues Ge-

räusch im Zimmer wahrnahm, ich weiß nur, daß ich plötzlich aufmerksam lauschte, die Augen fest geschlossen. Der Ton, der mich aufregte, war unendlich leise, wie von etwas herrührend, das weich und sanft über die Oberfläche des Teppichs hinglitt und ihn eben nur so viel berührte, daß es vernehmbar war. Allmälig näherte sich das Geräusch meinem Bette und schwieg dann, als ich es dicht bei mir glaubte.

Ich blieb regungslos mit geschlossenen Augen liegen, träumerisch den nächsten Laut erwartend, der mein Ohr treffen würde, in meinem schläfrigen Zustande auch zufrieden, wenn Alles still blieb. Meine Gedanken, wenn man es eben Gedanken nennen konnte, begannen wieder ihrem früheren Lauf zu folgen, als ich plötzlich ein leises Athmen gerade über mir vernahm. Gleich darauf wurde meine Stirn berührt — leise, sanft, bebend, wie die Berührung von Lippen, die mich küßten. Dann schwieg Alles, bis ein leiser Seufzer die Luft durchzitterte. Wiederum hörte ich den sanften Ton eines Gegenstandes, der seinen Weg über den Teppich nahm, dieses Mal aber sich vom Bett entfernte und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß er im nächsten Augenblick in der Stille der Nacht verschwand.

Noch immer von meinem Schlaftrunk betäubt, konnte ich mich nur in lustiger Weise über das Geschehene ver-

wundern, nichts weiter. Hatten mich wirklich menschliche Lippen berührt? Hörte ich wirklich einen Seufzer oder war Alles Täuschung, die ein Traum erzeugt? Die Zeit verstrich, ohne daß ich mir darüber klar wurde oder auch nur bestrebt war, mir es klar zu machen. Von Minute zu Minute gelang es mehr dem beruhigenden Einflusse des Trankes, Herrschaft über mein Gehirn zu gewinnen, eine Wolke zog sich leise über die letzten Eindrücke, deren ich mir bewußt war. Allmälig lösten sich die Bande, die mich an das bewußte Leben fesselten, und ich versank friedlich in einen ruhigen Schlaf.

Kurz nach Sonnenaufgang erwachte ich. Meine erste deutliche Erinnerung, nachdem mein Bewußtsein zurückgekehrt war, war die Erinnerung an den sanften Athem, den ich über mir gefühlt hatte — dann fielen mir die Berührung meiner Stirn und der Seufzer, den ich vernommen hatte, ein. War es möglich, daß jemand in der Nacht mein Zimmer betreten hatte. Warum nicht? Ich hatte die Thür nicht verschlossen, wie ich es überhaupt nicht gethan hatte, seit ich unter Mr. Dunroß's Dach weilte.

Nachdem ich die Sache noch etwas durchgedacht hatte, stand ich auf, um mein Zimmer zu untersuchen.

Keinerlei Entdeckung entschädigte mich für mein Suchen,

bis ich zur Thüre gelangte. Diese war, wie ich mich, ehe ich zu Bett ging, sicherlich überzeugt hatte, fest zu gemacht, wenn auch nicht verschlossen, jetzt stand sie offen. War sie aufgesprungen, weil ich sie nicht gut geschlossen hatte, oder vergaß jemand, der mein Zimmer betreten hatte und wieder hinaus gegangen war, sie zu schließen?

Zufällig sah ich zur Erde, während ich diese Möglichkeiten erwog, und bemerkte einen kleinen, schwarzen Gegenstand auf dem Teppich, der gerade unter dem Schlüssel an der innern Seite der Thür lag. Ich hob ihn auf und sah, daß es ein zerrissenes Stückchen schwarzer Spitzen war.

So wie ich das Stückchen Spitze sah, erinnerte ich mich des langen, schwarzen Schleiers, den Miß Dunroß gewohnt war, weit über die Taille herabhängend, zu tragen. War es also ihr Kleid, das ich leise über den Teppich hingleiten hörte? Ihr Kuß, der meine Stirn berührte? Ihr Seufzer, der durch die Stille der Nacht gedrungen war? Hatte dies edle, schwergeprüfte Wesen in der Todesruhe der Nacht von mir Abschied genommen, indem sie den trügerischen Erscheinungen, die mir den Anschein eines Schlafenden gaben, die Bewahrung ihres Geheimnisses anvertraut hatte? Ich sah die schwarze Spitze wieder an. Wahrscheinlich war ihr Schleier durch den hervorstehenden Schlüssel erfaßt und

zerrissen worden, als sie sich auf ihrem schnellen Rückzuge aus meinem Zimmer befand. Ernst und feierlich legte ich das Stück Spitze zu den theuren Andenken, die ich aus meiner Heimat mitgebracht hatte, und gelobte, daß sie bis an ihr Lebensende ruhig in dem Glauben bleiben sollte, daß ihr Geheimniß in ihre eigene Brust verschlossen war. So brennend ich auch wünschte, noch einmal zum Abschied ihre Hand zu drücken, so beschloß ich nun keinen Versuch mehr zu machen, um sie zu sehen. Wer weiß, ob ich so ganz Herr meiner Gefühle war, daß nicht irgend etwas in meinem Gesicht oder Benehmen mich ihrer schnellen und feinen Auffassungsgabe verrieth. Nachdem, was ich jetzt wußte, konnte ich ihr kein größeres Opfer bringen, als ihren Wünschen gehorsam zu sein, und ich brachte es.

Nach einer Stunde benachrichtigte mich Peter, daß die Ponny's vor der Thür ständen, und daß sein Herr mich auf dem äußeren Flur erwarte. Ich bemerkte, daß Mr. Dunroß mir, ohne mich anzusehen, die Hand reichte. Er erhob seine verblichenen, blauen Augen während der wenigen Minuten, die unser Gespräch dauerte, nicht einmal vom Boden. „Gott geleite Sie auf Ihrer Reise und führe Sie glücklich in Ihre Heimat," sagte er. „Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie nicht einige Meilen weit auf Ihrer Reise begleite, ich

habe zwingende Gründe, die mich veranlassen, bei meiner Tochter zu Hause zu bleiben."

Er war auserlesen, fast peinlich höflich, aber ein gewisses Etwas in seinem Wesen, das ich nie zuvor bemerkt hatte, machte mir seine Absicht, mich möglichst fern zu halten, fühlbar. Da ich die innige Sympathie und das volle Vertrauen kannte, das zwischen Vater und Tochter bestand, überkam mich ein Zweifel, ob das Geheimniß der verflossenen Nacht für Mr. Dunroß wohl auch ein völliges Geheimniß sein mochte. Seine nächsten Worte beseitigten meinen Zweifel und enthüllten mir die Wahrheit.

Als ich ihm für seine wohlgemeinten Wünsche dankte, versuchte ich ihm und durch ihn auch Miß Dunroß meine aufrichtig empfundene Dankbarkeit für alle Freundlichkeiten, die ich unter seinem Dache erfahren hatte, auszusprechen. Er unterbrach mich höflich, aber entschieden, indem er in jener ziemlich gewählten Weise sprach, die mir schon bei unserer ersten Unterredung als so karakteristisch aufgefallen war.

„Es steht ganz in Ihrer Macht, mein Herr," sagte er, „jede Freundlichkeit, die Ihnen nach Ihrer Ansicht in meinem Hause zu Theil geworden ist, zu erwidern. Wenn Sie gefälligst Ihren hiesigen Aufenthalt als einen unwichtigen

Lebensabschnitt für sich betrachten wollen, welcher mit Ihrer Abreise endet — unwiderruflich endet — so vergelten Sie mehr als reichlich, Alles, was Sie an Gastfreundschaft von mir genossen haben. Ein Pflichtgefühl veranlaßt mich Ihnen das zu sagen und ich lasse Ihnen dabei als Ehrenmann volle Gerechtigkeit wiederfahren. Ihrerseits hoffe ich, daß Sie meine Gründe nicht falsch beurtheilen werden, wenn ich mich auch einer näheren Erklärung enthalte."

Eine leichte Röthe überzog seine bleichen Wangen, während er mit stolzer Zurückhaltung meine Antwort erwartete. Ich ehrte ihr Geheimniß und ehrte es ihrem Vater gegenüber vollends.

„Nach Allem, was ich Ihnen zu danken habe, mein Herr, sind Ihre Wünsche mir Befehle," antwortete ich, verneigte mich mit besonderer Ehrerbietung und verließ schweigend das Haus.

Wie sie es gewünscht hatte, sah ich, als ich meinen Ponny bestieg, nach dem Mittelfenster hinauf. Es war geöffnet, aber die zugezogenen Vorhänge versperrten dem Licht eifersüchtig den Eingang in das Innere des Zimmers. Als sich der Ponny in Bewegung setzte und sein Hufschlag auf dem steinigen Boden der Insel erscholl, wurde der Vorhang ein wenig zurückgezogen. In dem Zwischenraum der dunklen

Verhüllungen erschien eine zarte, weiße Hand, winkte mir zitternd ein letztes Lebewohl zu und verschwand vor meinen Blicken. Der Vorhang schloß sich wieder vor ihrem düsteren, einsamen Leben. Der melancholische Wind sang über den leicht bewegten Wassern des Sees leise sein eintöniges Klagelied. Die Ponny's bestiegen die Fähre, die den Transport von Thieren nach und von der Insel vermittelte. Mit langsamen, regelmäßigen Schlägen ruderten uns die Männer zum Festlande hinüber und verabschiedeten sich dort. Ich schaute nach dem fernen Hause zurück und gedachte ihrer, die im dunklen Zimmer geduldig des Todes harrte. Heiße Thränen verschleierten mir den Blick so, daß der Führer meinen Zügel ergriff, indem er sagte: „Ihnen ist nicht wohl, mein Herr, lassen Sie mich Ihren Ponny führen."

Wir waren bereits von dem höher gelegenen Theile der Insel in den niederen gelangt, als ich mein Interesse wieder der Landschaft zuwendete. Haus und See waren meinen Blicken auf Nimmerwiedersehen entschwunden.

Siebentes Capitel.

Im Schatten von St. Paul.

Nach Verlauf von zehn Tagen befand ich mich wieder daheim in den Armen meiner Mutter.

Da ihre Gesundheit sehr angegriffen war, hatte ich sie um dieser Seereise willen sehr ungern verlassen. Mit großer Betrübniß entdeckte ich bei meiner Rückkehr eine Verschlimmerung ihres Zustandes, von der sie in ihren Briefen nichts erwähnt hatte. Als ich unsern ärztlichen Freund, Mr. Mac Glue, darüber zu Rathe zog, erfuhr ich, daß auch er den ungünstigen Gesundheitszustand meiner Mutter kannte, ihn aber einer leicht zu hebenden Ursache, nämlich dem schottischen Clima, zuschrieb. Meine Mutter hatte ihre Kindheit und frühere Jugend an der Südküste Englands verlebt. Die Uebersiedlung in das rauhe, scharfe Clima des Nordens war für eine Frau in ihrem Alter immerhin bedenklich. Nach Mr. Mac Glues Ansicht konnten wir nichts besseres thun, als noch vor dem Herbst nach dem Süden zurückzukehren und uns so einzurichten, daß wir den bevorstehenden Winter in Penzance oder Torquay verlebten.

Mr. Mac Glues Vorschlag stieß meinerseits auf keinerlei Widerspruch, da ich so wie so entschlossen war, am Ende des Monats meiner geheimnißvollen Berufung nach London Folge zu leisten. Für mich hatte die Sache den großen Vortheil, daß, wenn meine Mutter dem Vorschlage des Arztes beistimmte, damit einer zweiten Trennung von ihr vorgebeugt war. Ich legte ihre noch am selben Tage die Frage vor. Sie war zu meiner großen Freude nicht nur unerbötig, die Reise nach dem Süden zu unternehmen, sondern sogar begierig, es zu thun. Die Jahreszeit war, selbst für Schottland, ungewöhnlich feucht gewesen und meine Mutter gestand endlich mit Zögern ein, „daß sie sich nach der milden Luft und dem heitren Sonnenschein der Küste von Devonshire sehne.

Wir beschlossen in unserem eigenen, behaglichen Wagen mit Postpferden zu reisen und nachts in den Gasthäusern an der Straße zu rasten. Vor der Zeit der Eisenbahnen war es für einen Kranken kein geringes Unternehmen von Pertshire nach London zu reisen, selbst nicht in einem leichten Wagen mit vier Pferden. Ich fand, als ich die Zeit berechnet, die wir für unsere Reise gebrauchten, daß es nur eben noch möglich war, London am letzten Tage des Monats zu erreichen. Welche geheime Unruhe mein Gemüth

unter diesen Umständen belastete, will ich nicht aussprechen. Zu meinem Glück hielt wenigstens die Gesundheit meiner Mutter die Reise aus. Die behagliche und, wie wir damals fanden, schnelle Weise, zu reisen, wirkte belebend auf ihre Nerven. Sie schlief nachts in den Herbergen auf dem Wege besser, als sie zu Hause geschlafen hatte. Am letzten Tage des Monats nachmittags um drei Uhr langten wir in London an, nachdem wir zwei Mal einen Aufenthalt auf der Reise gehabt hatten. War es noch Zeit für mich, als ich meinen Bestimmungsort erreichte?

Nach meiner Auffassung der Worte, die mir die Erscheinung aufgeschrieben hatte, standen noch einige Stunden zu meiner Verfügung. Ich deutete mir den Satz: „am Ende des Monats," als wäre die letzte Stunde des letzten Tages im Monate damit gemeint. Wenn ich diesen Abend um zehn Uhr meinen Platz „im Schatten von St. Paul" einnahm, so befand ich mich ja noch zwei Stunden lang an dem bestimmten Ort, ehe die Uhr mit ihrem letzten Schlage den Anfang des neuen Monats verkündete.

Um halb neun Uhr verließ ich meine Mutter, damit sie sich nach der langen Reise zur Ruhe begeben konnte, und begab mich heimlich auf den Weg. Vor zehn Uhr war ich zur Stelle. Die Nacht war klar und schön und der riesige

Schatten der Kirche bezeichnete deutlich die Grenzen, in denen ich die kommenden Ereignisse erwarten sollte.

Die große Glocke von St. Paul schlug zehn und Alles blieb still.

Die nächste Stunde verging sehr langsam. Ich schritt auf und ab, bald in meine eigenen Gedankeu vertieft, bald beobachtend, wie die Zahl der Fußgänger mit den vorrücken=den Nachtstunden abnahm. Die City, wie man sie nennt, ist am Tage der bevölkertste Theil von London. Nachts aber, wenn sie aufhört der Mittelpunkt des Geschäftslebens zu sein, verschwindet ihre thätige Bevölkerung und die leeren Straßen gewinnen das Ansehn, als bildeten sie eines der entlegensten Viertel der Hauptstadt. Als es halb Elf, dann drei Viertel und endlich die volle Stunde schlug, wurde es stiller und stiller ringsumher. Die Fußgänger kamen nur noch zu Zweien und Dreien vorüber und die öffentlichen Lokale, die ich beobachten konnte, wurden schon für die Nacht geschlossen.

Ich sah nach der Uhr, sie zeigte auf zehn Minuten nach Elf. Konnte ich hoffen Frau van Brandt um diese Zeit allein auf der Straße zu begegnen?

Jemehr ich darüber nachdachte, je unwahrscheinlicher wurde mir diese Aussicht. Vernünftiger war es auf die

Möglichkeit eines Begegnens in Gesellschaft von Freunden zu hoffen, vielleicht begleitete sie van Brandt selbst. Ich erwog, in wie weit es mir gelingen würde, diesem Menschen gegenüber zum zweiten Male meine Selbstbeherrschung zu bewahren.

Während meine Gedanken diese Richtung verfolgten, wurde meine Aufmerksamkeit durch ein dünnes, trübes Stimmchen, das eine seltsame, unscheinbare Frage an mich richtete, wieder auf meine Umgebung gelenkt.

„Mein Herr, wissen Sie vielleicht, wo ich um diese Nachtzeit eine Apotheke offen finde?"

Ich sah mich um und erblickte einen kleinen, ärmlich gekleideten Knaben mit einem Korbe am Arm und einem Zettel in der Hand.

„Die Apotheken sind alle geschlossen," sagte ich, „wenn Du Medizin haben willst, mußt Du die Nachtglocke ziehen."

„Das getraue ich mich nicht zu thun, lieber Herr," antwortete der kleine Fremde. „Ich bin noch so klein, ich fürchte, sie schlagen mich, wenn ich sie, ohne daß jemand für mich spricht, aus ihren Betten heraus klingle."

Das kleine Wesen sah mir beim Schein der Straßenlaternen wohl danach aus, als hätte es manche Erfahrung über Schläge für geringfügige Anlässe gemacht. Ich ver-

mochte dem Drange, ihm zu helfen, unmöglich zu widerstehen.

„Ist jemand ernstlich erkrankt?" fragte ich.

„Ich weiß nicht, lieber Herr."

„Hast Du ein Recept vom Arzte?"

Er zeigte mir seinen Zettel.

„Dieses hier habe ich," sagte er.

Ich nahm ihm das Papier ab und besah es.

Es war das gewöhnliche Recept zu einer stärkenden Medizin. Die Unterschrift des Arztes zeigte einen Namen, der mir vollständig unbekannt war. Darunter stand der Name des Kranken, für den die Medizin verschrieben war. Ich erstaunte, als ich ihn las. Der Name war: „Mrs. Brand".

Sofort bemächtigte sich meiner der Gedanke, daß wenigstens dem Klange nach, dies die englische Uebertragung des Namens van Brandt sein sollte.

„Kennst Du die Dame, die Dich nach der Medizin schickte?" fragte ich.

„O ja, lieber Herr! Sie wohnt bei meiner Mutter und schuldet ihr die Miethe. Ich habe Alles gethan, was sie mir aufgetragen hat, nur die Medizin habe ich nicht geholt. Ich habe ihren Ring verpfändet und habe Brot und Butter

und Eier gekauft, habe auch auf das Geld gut Acht gegeben. Meine Mutter hofft aus dem Gelde die Miethe zu erlangen. Ich kann nichts dafür, lieber Herr, daß ich mich verlaufen habe. Ich bin erst zehn Jahre alt — und alle Apotheken sind geschlossen!"

Hier übermannte meinen kleinen Freund das Bewußtsein seines unverdienten Mißgeschicks und er begann zu weinen.

„Weine nicht, ich will Dir helfen, kleiner Mann," sagte ich. „Erst erzähle mir aber noch mehr von der Dame. Ist sie allein?"

„Sie hat Ihr kleines Töchterchen bei sich, lieber Herr."

Mein Herz schlug schneller. Des Knaben Antwort erinnerte mich an jenes kleines Mädchen, das meine Mutter einst gesehen.

„Ist der Gemahl der Dame bei ihr?" fragte ich weiter.

„Jetzt nicht, lieber Herr. Er war bei ihr, ist aber fortgegangen und nicht wieder gekommen."

Ich that nur noch eine Frage zum Schluß.

„Ist der Mann ein Engländer?"

„Meine Mutter sagt, er sei ein Ausländer," antwortete der Knabe. Ich wendete mich ab um meine Aufregung zu verbergen. Selbst dem Kinde hätte sie auffallen müssen!

War ich in diesem Augenblicke wiederum auf ihrer

Spur? War sie es, die unter dem Namen einer Mrs. Brandt, arm, so arm, daß sie ihren Ring verpfänden mußte, mit ihrer kleinen Tochter hier lebte, wiederum von dem Manne, der ein Ausländer war, verlassen. Sollte dieses Kind, das sich verlaufen hatte, unbewußt mein Wegweiser zu der Frau sein, die ich liebte, und die ich in tiefster Noth ohne Theilnahme und Hülfe finden sollte? Je mehr ich darüber nachdachte, je mehr befestigte sich der Gedanke in mir, daß ich mit dem Knaben zu dem Hause zurückgehen sollte, wo sich die Mietherin seiner Mutter befand. Die Uhr schlug ein Viertel nach Elf. Wenn meine Vermuthungen mich irre leiteten, so hatte ich ja immer noch drei Viertelstunden übrig, ehe der Monat zu Ende ging.

„Wo wohnst Du?" fragte ich.

Der Knabe nannte eine Straße, deren Namen ich zum ersten Male hörte. Als ich ihn nach einer näheren Angabe fragte, war Alles, was er mir sagen konnte, daß er noch am Fluß wohne, aber er war zu verwirrt und erschrocken, um mir die Richtung bezeichnen zu können.

Während wir bemüht waren uns zu verständigen, fuhr nicht fern von uns eine Droschke langsam vorbei. Ich rief den Kutscher heran und nannte ihm den Namen der Straße. Er kannte sie ganz genau. Die Straße lag ungefähr eine

Meile weit in östlicher Richtung. Er war bereit mich hin und, wenn ich es wünschte, auch zurück nach der St. Pauls Kathedrale zu fahren und brauchte dazu nur zwanzig Minuten. Ich öffnete den Wagenschlag und hieß meinen kleinen Freund einsteigen. Der Knabe zögerte.

„Um Vergebung, lieber Herr, fahren wir nach der Apotheke?“ fragte er.

„Nein. Erst wirst Du mit mir nach Hause fahren.“

Der Knabe fing wieder an zu weinen.

„Die Mutter schlägt mich, wenn ich ohne Medizin nach Hause komme.“

„Ich werde dafür sorgen, daß Deine Mutter Dich nicht schlägt. Ich bin selbst ein Arzt und wünsche die Dame zu sehen, ehe wir ihr die Medizin holen.“

Die Mittheilung über meinen Beruf schien dem Knaben ein gewisses Vertrauen einzuflößen, dennoch zeigte er keine Lust, mich nach Hause zu seiner Mutter zu begleiten.

„Werden Sie sich von der Dame bezahlen lassen?“ fragte er. „Ich habe für den Ring nicht viel Geld bekommen. Die Mutter würde das nicht gerne von der Miethe abziehen lassen.“

„Die Dame braucht mir keinen Pfennig zu bezahlen,“ erwiderte ich. Sofort bestieg der Knabe die Droschke.

„Wenn die Mutter ihr Geld bekommt, so ist mir Alles recht.“

Armer Knabe! Dieses Kindes Erziehung für die schmuzigsten Sorgen des Lebens war mit zehn Jahren schon beendet!

Wir fuhren ab.

Achtes Capitel.

Ich folge meiner Berufung.

Die meisten Menschen in meiner Lage würden durch das ärmliche Aussehen der Straße, in die wir einbogen, sowohl, als durch den unsauberen, verfallenen Zustand des Hauses, vor dem wir anhielten, darauf vorbereitet worden sein, daß ihrer, wenn sie die Wohnung darin betreten, eine furchtbare Entdeckung harren mußte. Mir hingegen drängte sich beim ersten Anblick dieses Ortes die Befürchtung auf, daß die Antworten des Knaben mich irre geleitet hatten, denn es war mir geradezu unmöglich Frau van Brandt, wie sie mir vorschwebte, mit dem Schmutze und der Armuth in Verbindung zu bringen, die ich vor mir sah. Ich klingelte mit der festen Ueberzeugung, daß meine Fragen zu keinem befriedigenden Resultate führen könnten.

Meines kleinen Begleiters Furcht vor Strafe kehrte in aller Kraft zurück, als ich die Hand an die Klingel legte. Er verbarg sich hinter mir und als ich ihn fragte, was er beginne, antwortete er vertrauensvoll: „Bitte, lieber Herr,

bleiben Sie zwischen uns stehen, wenn die Mutter die Thür öffnet!"

Eine große, furchtbar aussehende Frau, öffnete uns. Es bedurfte keiner Vorstellung, da sie einen Rohrstock in der Hand hielt, erkannte ich sie sofort als die Mutter meines kleinen Freundes.

„Ich glaubte, es sei mein Junge, dieser Vagabunde," erklärte sie, wohl um die Begrüßung mit dem Rohrstock zu entschuldigen „der seit zwei Stunden fort ist, um etwas einzuholen. Was ist Ihnen gefällig, mein Herr?"

Ehe ich über meine eigene Angelegenheit sprach, bat ich für den unglücklichen Knaben.

„Dieses Mal bitte ich für Ihren Sohn um Verzeihung," sagte ich, „ich fand ihn verirrt auf der Straße und bringe ihn nun nach Hause."

Die Frau wurde buchstäblich stumm vor Erstaunen, als sie hörte, was ich gethan hatte und ihren Sohn hinter mir entdeckte. Der Ausdruck ihrer Augen, die bei dieser Gelegenheit beredter waren, als ihre Zunge, enthüllte mir vollständig den Eindruck, den ich auf sie gemacht hatte. — „Sie bringen meinen verirrten Jungen in einer Droschke nach Hause? Mein Herr Unbekannter, Sie sind toll."

„Ich höre, daß eine Dame Namens Brandt in Ihrem

Hause wohnt," fuhr ich fort. „Ich setze wohl irrthümlicherweise voraus, daß sie eine Dame aus meiner Bekanntschaft ist, die denselben Namen trägt, aber ich würde mich doch gerne versichern, ob ich mich täusche oder nicht. Ist es zu spät um Ihre Mietherin noch heute Abend zu stören?"

Die Frau erlangte die Sprache wieder.

„Meine Mietherin ist noch auf, um den kleinen Narren hier, der sich noch nicht einmal in London zurechtfinden kann, zu erwarten." Sie gab ihren Worten Nachdruck indem sie ihre braune Faust gegen ihren Sohn erhob, der sofort in sein Versteck hinter meinen Rockschößen zurückkehrte. „Hast Du das Geld bekommen?" fragte das entsetzliche Weib, indem sie ihren verborgenen Sprößling, über meine Schulter weg, anschrie, „oder hast Du das auch wie Dich selbst verloren, dummer Junge?"

Der Knabe kam wieder zum Vorschein und legte das Geld in die schwielige Hand seiner Mutter. Sie zählte es, während ihre Augen gierig forschten, ob auch jede Münze von gutem, echten Silber war — dann wurde sie ruhiger. „Geh hinauf!" brummte sie zu ihrem Sohne gewendet, und laß die Dame nicht länger warten." Dann setzte sie, indem sie sich nach mir umwendete hinzu: „Sie und ihr Kind sind halb verhungert. Die Eßwaaren, die mein Sohn

im Korbe für sie geholt hat, sind das Erste, was die Mutter heute genießen wird. Sie hat jetzt Alles versetzt und ich weiß nicht, was sie anfangen wird, wenn Sie ihr nicht helfen. Der Arzt thut, was er kann, aber er sagte mir heute, daß seine Besuche unnütz wären, wenn sie nicht besser genährt werden könnte. Folgen Sie dem Knaben und sehen Sie selbst, ob sie die Dame ist, die Sie kennen."

Ich hörte der Frau noch immer in der Ueberzeugung zu, daß mich nur eine Täuschung in dieses Haus geführt hatte. Wie war es möglich, daß mein Herz den reizenden Gegenstand seiner Verehrung mit der Schilderung von Elend und Verfall in Verbindung bringen konnte, die ich soeben vernahm. Ich hielt den Knaben auf dem ersten Treppenabsatz an und sagte ihm, daß er mich einfach als einen Arzt anmelden möchte, der von Mrs. Brandt's Krankheit gehört habe und sie besuchen wolle.

Wir stiegen eine zweite und dritte Treppe hinauf. Im obersten Stockwerk des Hauses angelangt, klopfte der Knabe an die auf dem Flur zunächst belegene Thür. Wir hörten keine Erwiderung. Er öffnete ohne Umstände die Thür und trat ein, während ich von draußen belauschte, was gesprochen wurde. Die Thür blieb offen. Ich beschloß in rücksichtsvollster Weise meine Hülfe anzubieten, wenn die

Stimme der Mrs. Brandt mir, wie ich mit Sicherheit voraussetzte, fremd sein sollte und dann schleunig auf meinen Posten „im Schatten von St. Paul“ zurückzukehren.

Zuerst sprach eine Kinderstimme zu dem Knaben.

„Jemmy, ich bin so hungrig, so sehr hungrig!“

„Schon gut, Fräuleinchen, ich bringe Ihnen etwas zu essen.“

„Schnell, schnell, Jemmy!“

Es entstand eine kleine Pause und dann hörte ich die Stimme des Knaben wieder.

„Da ist ein Stückchen Butterbrod, Fräuleinchen, auf das Ei müssen Sie warten bis ich es gekocht habe. Essen Sie nicht zu schnell, sonst müssen Sie ja ersticken. Was fehlt Ihrer Mama? Schlafen Sie Madame?“ Ich konnte kaum die Antwort vernehmen, so schwach war die Stimme und sie sagte auch nur das eine Wort „Nein!“

Der Knabe sprach wieder:

„Freuen Sie sich Mrs., draußen wartet ein Arzt, der Sie besuchen will.“

Ich konnte dieses Mal keine Antwort vernehmen. Der Knabe erschien in der Thür. „Bitte treten Sie näher, lieber Herr, ich weiß nicht, was ich aus ihr machen soll.“

Da es eine sehr falsche Rücksicht gewesen wäre, wenn ich mich geweigert hätte, in das Zimmer zu kommen, trat ich ein.

Am entgegengesetzten Ende des erbärmlich ausgestatteten Schlafzimmers, in einen zerlumpten Armstuhl gelehnt, erblickte ich eines von den Tausend verlassenen Geschöpfen, die in der großen Stadt diese Nacht elend dem Hungertode entgegen gingen. Ein weißes Taschentuch war über ihr Gesicht gedeckt, wohl um es vor der hellen Flamme des nahen Feuers zu schützen. Als ich das Zimmer betrat und sie meine Schritte vernahm, lüftete sie das Tuch. Ich sah sie an und erkannte in dem farblosen, verfallenen, todesbleichen Gesicht — das Antlitz der Frau, die ich liebte!

Für einen Augenblick machte der Schreck über diese Entdeckung mich ganz ohnmächtig und schwindlig, im nächsten Augenblick kniete ich an ihrem Stuhl. Mein Arm hielt sie umschlungen — ihr Kopf ruhte an meiner Schulter. Sie vermochte nicht mehr zu sprechen, nicht aufzuschreien, sie erbebte leise, das war Alles. Ich schwieg. Kein Wort kam über meine Lippen, keine Thräne linderte meine Qualen. Ich drückte sie an mich und sie ließ es geschehen. Das Kind, das sein Butterbrod an einem kleinen, runden Tischchen verzehrte, sah uns erstaunt an. Träge schlichen die

Minuten vorüber, während das Summen einer Fliege das einzige Geräusch im Zimmer war.

Es war weniger das volle Bewußtsein der entsetzlichen Lage, in der ich mich befand, als das Pflichtgefühl des Berufes, in dem ich erzogen war, das mich endlich aufschreckte. Sie war dem Hungertode nahe, das sah ich an der todesbleichen Farbe ihrer Haut, das fühlte ich an den matten, unruhigen Schlägen ihres Pulses. Ich rief den Knaben herbei und schickte ihn nach dem nächsten Laden nach Wein und Biscuit. „Hole es so schnell als möglich," sagte ich, „und ich will Dir mehr Geld dafür geben, als Du in Deinem ganzen Leben besessen hast!" Der Knabe sah mich an — blinzelte nach dem Gelde, das er in der Hand hielt und lief so schnell, wie je ein Knabe gelaufen ist, davon, indem er ausrief: „Welch ein Glück!"

Als ich mich eben umwendete, um der Mutter die ersten Trostesworte zu sagen, hielt der Schrei des Kindes: „Ich bin so hungrig, ich bin so hungrig," mich davon zurück.

Ich reichte ihr noch mehr zu essen und küßte sie, worauf sie mich verwundert anblickte.

„Bist Du ein neuer Papa?" fragte das kleine Geschöpf. „Mein anderer Papa küßt mich nie."

Ich sah die Mutter an. Sie hatte die Augen ge-

schlossen und leise rollten die Thränen über ihre bleichen, hageren Wangen. Ich erfaßte ihre abgezehrte Hand, indem ich sagte: „Es werden bessere Tage kommen, jetzt sorge ich für Sie.“ Sie antwortete nicht. Sie zitterte leise — das war Alles.

Nach kaum fünf Minnten kehrte der Knabe zurück und hatte den versprochenen Lohn verdient. Als einziges, glückliches Wesen in diesem Zimmer saß er an der Erde beim Feuer und zählte seine Schätze. Ich tauchte einige Biscuitbrocken in den Wein und belebte allmälig ihre sinkende Kraft, indem ich ihr in dieser vorsichtigen Weise Nahrung zuführte. Nach einer Weile erhob sie den Kopf und sah mich mit erstaunten Augen an, die rührende Aehnlichkeit mit den Augen ihres Kindes hatten. Ein schwaches, zartes Roth überflog ihr Gesicht. In flüsternden Tönen, die ich nur vernehmen konnte, weil ich dicht neben ihr saß, sprach sie die ersten Worte zu mir:

„Wie fanden Sie mich auf? Wer zeigte Ihnen den Weg hierher?“

Sie schwieg, indem sie mühsam eine Erinnerung zurück zu rufen schien. Ihre Farbe stieg, endlich fand sie die verlorene Erinnerung wieder und blickte mich mit schüchterner

Neugierde an. „Wie kommen Sie hierher? Führt Sie ein Traum zu mir?"

„Warten Sie, bis Sie kräftiger sind, Theuerste, dann will ich Ihnen Alles sagen."

Ich hob sie leise auf und trug sie auf ihr elendes Lager. Das Kind folgte uns und kletterte mit meiner Hülfe auf das Bettstell, um sich dicht an die Mutter zu schmiegen. Ich schickte den Knaben hinaus und ließ der Hauswirthin sagen, daß ich die Nacht bei der Kranken bleiben würde, um ihre Fortschritte in der Genesung zu beobachten. Er ging, fröhlich mit seinem Geld in der Tasche klappernd, um seinen Auftrag auszuführen. So waren wir drei denn allein.

Von Zeit zu Zeit fiel sie in einen unruhigen Schlaf, während die Stunden langsam dahin schlichen, dann erwachte sie wieder mit einem Schreck und starrte mich wild an, als ob ich ein Fremder sei, der an ihrem Bette säße. Gegen Morgen that die Nahrung, die ich ihr immer sorgfältig beigebracht hatte, ihre Wirkung, indem der Puls sich besserte und sie ruhiger zu schlafen begann. Als die Sonne aufging, schlief sie so friedlich, wie das Kind an ihrer Seite. Ich konnte es wagen sie in der Obhut ihrer Wirthin zu lassen, bis ich im Laufe des Tages zurückkehrte. Der Zauber

des Geldes verwandelte diese lärmende, entsetzliche Person in eine sanfte, aufmerksame Krankenwärterin, die so bestrebt war, alle meine Anforderungen pünktlich zu befolgen, daß sie mich bat, sie, ehe ich ging, niederzuschreiben. Einen Augenblick lang weilte ich noch allein am Bette der schlafenden Frau und vergewisserte mich selbst zum hundertsten Male, ehe ich sie verließ, daß ihr Leben außer Gefahr sei. Sie dem Leben erhalten zu wissen, leise ihre kalte Stirn mit meinen Lippen berühren zu dürfen, wieder und immer wieder in das elende, bleiche Antlitz blicken zu können, das trotz aller Wechsel meinen Augen immer schön erschien, das war mir der süßeste Lohn. Leise schloß ich die Thür und schritt, nun wieder ein glücklicher Mensch, in den hellen Morgen hinaus. So nah bei einander liegen die Quellen des Glückes und des Unglückes im menschlichen Leben! So nah ist der hellste Sonnenschein den schwärzesten Wolken, in unserem Herzen, wie an unserem Himmel.

Neuntes Capitel.

Ein Gespräch mit meiner Mutter.

Ich langte zu Hause noch zeitig genug an, um mir zwei oder drei Stunden Ruhe zu gönnen, bevor ich meiner Mutter den gewohnten Morgenbesuch in ihrem Zimmer abstattete. Die eigenthümliche Weise, in der sie mich bei dieser Gelegenheit empfing und die mir an ihr ganz fremd war, konnte mir unmöglich entgehen.

Als unsere Blicke sich zuerst begegneten, sah sie mich so unruhig und fragend an, als quälte sie irgend ein Zweifel, den sie nicht auszusprechen wagte, und als ich mich wie gewöhnlich nach ihrem Befinden erkundigte, gab sie mir zu meinem Erstaunen eine so ungeduldige Antwort, als zürne sie mir, daß ich den Gegenstand berührte. Zuerst schrieb ich ihr verändertes Benehmen dem Umstande zu, daß sie meine Abwesenheit während der Nacht vielleicht gewahr geworden war, und den wahren Grund davon vermuthete. Sie spielte aber nicht in entferntester Art auf Frau van Brandt an und keines ihrer Worte deutete auch nur annähernd an, daß ich sie betrübt oder verletzt hätte. So blieb mir nur

die Erklärung denkbar, daß sie in Bezug auf sich selbst oder auf mich etwas Wichtiges zu sagen hatte, und aus mir unbekannten Gründen mit der Mittheilung zurück hielt, weil ihr der Augenblick nicht geeignet erschien.

Zu unserem gewöhnlichen Gesprächsgegenständen zurückkehrend, kamen wir auf meinen Besuch in Schottland, der meiner Mutter immer ein willkommenes Thema war. Natürlich berührten wir dabei auch Miß Dunroß und da harrte meiner wiederum, wo ich es am wenigsten erwartete, eine Ueberrraschung.

„Du sprachst neulich von der grünen Flagge," sagte meine Mutter, „die des armen Dermody Tochter für Dich arbeitete, als ihr noch beide Kinder wart. Hast Du sie wirklich bis jetzt aufgehoben?"

„Ja."

„Wo hast Du sie gelassen? In Schottland?

„Ich habe sie mit nach London gebracht."

„Warum?"

„Ich versprach Miß Dunroß die grüne Flagge mitzunehmen, wohin ich ginge."

Meine Mutter lächelte.

„George, ist es möglich, daß Du darüber ebenso denkst wie die junge Dame auf Schetland? Glaubst Du nach

Verlauf so vieler Jahre an die grüne Flagge immer noch als an das Mittel, das Dich mit Mary Dermody wieder vereinen soll?"

„Sicher nicht! Ich willfahre damit nur einem der Wünsche der armen Miß Dunroß. Durfte ich ihr nach Allem, was ich ihrer Güte dankte, die kleine Bitte abschlagen?"

Meiner Mutter Gesicht wurde wieder ernst und sie sah mich aufmerksam an.

„Es scheint, als hätte Miß Dunroß Dir einen sehr günstigen Eindruck gemacht," sagte sie.

„Ja, das gestehe ich. Ich fühle ein tiefes Interesse für sie."

„Wäre sie nicht unheilbar krank, George, so hätte sie auch mein näheres Interesse erregt — ich hätte dann vielleicht an Miß Dunroß gern als an meine Schwiegertochter gedacht."

„Was nutzt es, Mutter, wenn man über Unmögliches grübelt. Die traurige Wirklichkeit genügt."

Meine Mutter zögerte einen Augenblick, ehe sie mir die nächste Frage vorlegte.

„Blieb Miß Dunroß in Deiner Gegenwart immer verschleiert, wenn es hell im Zimmer war?"

„Immer."

„Sie gestattete Dir nie einen Blick in ihr Gesicht zu thun?“

„Niemals.“

„Und, daß das Licht ihr Schmerzen verursacht, wenn es ihre Haut berührt, war der einzige Grund, den sie dafür angab?“

„Deine Worte klingen, Mutter, als ob Du die Wahrheit dessen, was mir Miß Dunroß sagte, anzweifeltest.“

„Nein, George, ich zweifele nur, ob sie Dir die volle Wahrheit sagte.“

„In wie fern meinst Du das?“

„Verzeih mir, mein lieber Sohn, aber ich glaube, daß Miß Dunroß einen viel tieferen Grund hatte, ihr Gesicht zu verbergen, als der, den sie nannte.“

Ich schwieg. Noch nie war mir der Verdacht aufgestiegen, den diese Worte in mir erweckten. Es hatte mir genügt, daß ich in medizinischen Büchern von Fällen krankhafter Nervosität gelesen hatte, die dem Zustande, den Miß Dunroß beschrieb, ganz ähnlich waren. Nun die Vermuthung meiner Mutter aber den Weg zu mir gefunden hatte, machte sie mir einen im höchsten Grad peinlichen Eindruck. Mein Gehirn schuf sich die entsetzlichsten Zerrbilder und entweihte mir die reinsten, theuersten Erinnerungen an Miß Dunroß.

Vergeblich wechselten wir den Gegenstand des Gesprächs — der schmerzliche Einfluß, der sich meiner bemächtigt hatte, war zu stark, um durch eine Unterhaltung verwischt zu werden. Mit der best möglichsten Entschuldigung, die ich erfinden konnte, verließ ich das Zimmer und eilte zu Frau van Brandt, in deren Gegenwart allein ich hoffen durfte mir selbst zu entfliehen.

Zehntes Capitel.

Ein Gespräch mit Frau van Brandt.

Die Wirthin stand vor der Thür, als ich an dem Hause anlangte. Was sie mir auf mein Befragen berichtete, bestätigte meine freudigsten Erwartungen. Die arme Mietherin sah schon „wie ein anderer Mensch" aus, und das Kind befand sich eben auf der Treppe, um die Rückkehr ihres „neuen Papa's" zu erwarten.

„Etwas aber möchte ich Ihnen noch sagen, mein Herr, ehe Sie hinauf gehen," fuhr die Frau fort. „Geben Sie der Dame nicht mehr Geld auf einmal, als für die Ausgaben des Tages erforderlich ist. Wenn sie etwas übrig hat, so verschwendet sie es aller Wahrscheinlichkeit nach an ihren Taugenichts von Mann."

Ich hatte über die höheren und theueren Interessen, die alle meine Gedanken erfüllten, ganz vergessen an das Dasein von Herrn van Brandt zu denken.

„Wo ist er?" fragte ich.

„Wo er hingehört," war die Antwort. „Im Schuldgefängniß."

In jener Zeit war Jemand, der wegen Schulden verhaftet war, nicht selten lebenslang ein Gefangener. Ich brauchte also nicht zu fürchten, daß mein Besuch durch Herrn van Brandts Erscheinen abgekürzt werden könnte.

Als ich die Treppe hinauf stieg, fand ich das Kind das mich auf dem Flur mit einer zerissenen Puppe im Arm erwartete. Ich hatte unterwegs einen Kuchen für sie gekauft. Sogleich überließ sie mir die Sorge für ihre Puppe und lief mit dem Kuchen in der Hand vor mir her ins Zimmer, wo sie mein Erscheinen mit den Worten ankündigte: „Mama mir gefällt dieser Papa besser als der andere. Du hast ihn wohl auch lieber?"

Das abgehärmte Gesicht der Mutter erröthete für einen Augenblick und erblaßte dann, als sie mir die Hand entgegen streckte. Ich sah sie prüfend an und entdeckte deutlich die willkommenen Anzeichen der Genesung. Ihre großen, grauen Augen ruhten wieder mit einem Schimmer ihres alten Lichtes auf mir. Die Hand, die in der letzten Nacht so kalt in der meinen lag, hatte nun wieder Leben und Wärme.

„Wäre ich gestorben ehe der Tag anbrach, wenn Sie nicht gekommen wären?" fragte sie leise. „Haben Sie mir zum zweiten Mal das Leben gerettet? Ich will es gern glauben!"

Ehe ich mich dessen versah, neigte sie ihren Kopf über meine Hand und berührte sie zärtlich mit ihren Lippen. „Ich bin wahrlich nicht undankbar,“ flüsterte sie, „und doch weiß ich nicht, wie ich Ihnen danken soll.“ Das Kind blickte schnell von seinem Kuchen auf. „Warum giebst Du ihm keinen Kuß?“ fragte das süße, kleine Geschöpf mit einem langen Blick voller Erstaunen.

Ihr Kopf sank auf die Brust. Sie seufzte schwer.

„Nun nichts mehr von mir!“ sagte sie, indem sie ihre Selbstbeherrschung wieder erlangte und sich plötzlich zwang zu mir aufzusehen. „Sagen Sie, welch glücklicher Zufall Sie diese Nacht hierher führte?“

„Derselbe Zufall,“ erwiderte ich, „der mich nach St. Antonios Brunnen leitete.“

Sie erhob sich heftig in ihrem Stuhl.

„So bin ich Ihnen also wiederum erschienen, wie einst in dem Lusthause beim Wasserfall!“ rief sie aus. „Geschah das wieder in Schottland?“

„Nein. In einer größeren Entfernung als Schottland ist — es geschah auf Shetland.“

„O erzählen Sie mir davon! Bitte, bitte erzählen Sie mir Alles!“

Ich erzählte so genau als möglich Alles, was sich er-

eignet hatte, nur über einen Punkt bewahrte ich natürlich das tiefste Schweigen. Ich veranlaßte sie zu der Annahme, daß der Herr des Hauses der Einzige war, der mich dort empfing und mit dem ich während meines Aufenthalts bei Mr. Dunroß verkehrte, des Vorhandenseins seiner Tochter erwähnte ich gar nicht.

„Wie seltsam!“ rief sie aus, nachdem sie mich bis zu Ende angehört hatte.

„Was ist seltsam?“ fragte ich.

Sie zögerte, indem sie meine Züge mit ihren großen, grauen Augen genau zu erforschen suchte.

„Ich spreche nur ungern darüber,“ sagte sie, „und doch darf ich Ihnen über diesen Punkt nichts vorenthalten. Ich verstehe Alles, was Sie mir gesagt haben, bis auf Eines. Es erscheint mir unwahrscheinlich, daß Sie in dem Hause auf Shetland nur einen alten Mann als Gesellschafter gehabt haben wollen.“

„Von welcher anderen Gesellschaft erwarteten Sie zu hören?“ fragte ich.

„Ich glaubte, Sie würden mir von einer Dame sprechen, die im Hause war.“

Diese Antwort überraschte mich im Grunde nicht, aber sie veranlaßte mich genau zu überlegen, ehe ich weiter sprach.

Aus den früheren Vorgängen wußte ich, daß sie mich während meiner Abwesenheit wiederum in einer Verzückung oder in einem Traume gesehen hatte. Hatte sie auch Miß Dunroß, meine treue Gefährtin während des Aufenthalts in Shetland, gesehen?

Ich ließ es mir, durch die Weise, wie ich sie befragte offen, ob ich sie rückhaltlos in mein Vertrauen ziehen wollte oder nicht.

„Nicht wahr, ich irre nicht," begann ich, „wenn ich annehme, daß Sie von mir träumten, während ich in Shetland war, wie sie einst in meinem Hause in Pertshire von mir geträumt?"

„Sie haben Recht," antwortete sie. „Es geschah dieses Mal gegen Abend. Ich schlief ein oder verlor das Bewußtsein — ich weiß nicht, wie mir war, und Sie erschienen mir in einem Traum oder in einer Vision."

„Wo sahen Sie mich?"

„Zuerst sah ich Sie auf jener Brücke über dem Flusse in Schottland, gerade da, wo ich Ihnen an dem Abend begegnete, als Sie mir das Leben retteten. Nach einer Weile verschwand der Fluß und die Landschaft und mit ihnen versanken auch Sie in Dunkelheit. Ich wartete ein Wenig — da lichtete sich das Dunkel allmälig. Mir war's, als

stünde ich in einem Sternenschein vor einem Fenster; hinter mir lag ein See, vor mir ein verfinstertes Gemach. Ich blickte in das Gemach und der Lichtschein um mich her, ließ mich Sie erkennen."

„Wann geschah das? Entsinnen Sie sich des Datums?"

„Daß es zu Anfang des Monats war, weiß ich. Die schrecklichen Ereignisse, durch die ich seitdem in dieses Elend gerathen bin, hatten sich damals noch nicht zugetragen — und dennoch, als ich Sie dort erblickte, ahnte mir, daß ich einem trüben Geschick entgegen-ging. Das Gefühl, daß es allein in Ihrer Macht stehen würde, mir zu helfen, überkam mich wieder voll und ganz, wie in jenem Traum in Schottland. Ich that genau, was ich damals that. Ich legte meine Hand auf Ihre Brust und sagte: „Gedenke mein. Komm zu mir," ich schrieb selbst —"

Sie hielt schaudernd inne, als ob eine plötzliche Furcht sie beschlich. Besorgt um die Folgen, die eine heftige Erregung für sie haben konnte, wollte ich sie, als ich das sah, veranlassen, an diesem Tage nicht weiter über den Gegenstand zu sprechen.

„Nicht doch," antwortete sie bestimmt. „Damit, daß Sie mir Zeit lassen wollen, ist nichts gewonnen. Der Traum hat in mir eine entsetzliche Erinnerung zurück-gelassen. Ich

glaube, ich werde, so lange ich lebe, erbeben, wenn ich daran denke, was ich neben Ihnen in dem dunklen Gemach erblickte.

Sie schwieg wiederum. Wollte sie mir von der verhüllten Gestalt mit dem schwarz verschleierten Kopfe reden? Wollte Sie mir schildern, wie sie durch ihren Traum die Existenz von Miß Dunroß erfahren hatte?

„Beantworten Sie mir nun zuerst eine Frage," fuhr sie fort. „War Alles, was ich Ihnen bis jetzt sagte, richtig. Waren Sie in einem dunklen Zimmer, als Sie mich sahen?"

„Es ist Alles richtig."

„War es an einem Tage zu Anfang des Monats und um die Abendstunde?"

„Ja."

„Sagen Sie mir die Wahrheit! Waren Sie allein im Zimmer?"

„Ich war nicht allein."

„War der Hausherr bei Ihnen oder befanden Sie sich in Gesellschaft eines Anderen?"

Sie zu täuschen wäre nach dem, was ich soeben gehört hatte, mehr als nutzlos gewesen.

„Es war Jemand anderes bei mir," antwortete ich. „Die Person, die sich mit mir im Zimmer befand, war eine Frau."

Während ich sprach, sah ich an ihrem Gesicht, daß dieselbe schreckliche Erinnerung, deren sie eben erwähnt hatte, sie wiederum durchschauerte. Nachgerade wurde es mir nun selbst schwer, meine Fassung zu bewahren, dennoch war ich entschlossen, kein Wort über meine Lippen kommen zu lassen, daß meine Gefährtin zu irgend einer Vermuthung veranlassen konnte.

Ich fragte darum nur: „Wollen Sie noch irgend etwas Anderes von mir wissen?"

„Eines noch," antwortete sie. „War an der Kleidung Ihrer Gefährtin irgend etwas Ungewöhnliches?"

„Ja. Sie trug einen langen schwarzen Schleier, der über Kopf und Gesicht weit herab bis über ihre Taille hing."

Frau van Brandt lehnte sich in ihren Stuhl zurück und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen.

„Ich begreife den Grund, weßhalb Sie mir verschwiegen, daß dieses elende Weib in jenem Hause lebte," sagte sie. „Es ist wohlgemeint wie Alles, was Sie für mich thun, aber es ist nutzlos. Ich sah in meinem Traume Alles genau so, wie es in der Wirklichkeit ist, und auch ich erblickte das entsetzliche Gesicht!"

Diese Worte electrisirten mich vollständig.

Augenblicklich fiel mir das Gespräch wieder ein, das ich diesen Morgen mit meiner Mutter hatte. Ich sprang auf.

„Großer Gott!" rief ich aus, „was meinen Sie damit?"

„Verstehen Sie mich denn noch nicht?" fragte sie, ihrerseits voller Erstaunen. „Muß ich noch deutlicher werden? Bemerkten Sie, daß ich schrieb, als Sie meine Erscheinung sahen?"

„Ja. Sie schrieben auf einem Briefe, den die Dame für mich verfaßte. Ich sah später die Worte, die Sie geschrieben, und eben diese Worte führten mich in der letzten Nacht hierher: Am Ende des Monats im Schatten von St. Paul."

„In welcher Weise schien es, daß ich auf dem unvollendeten Brief schrieb?"

„Sie nahmen die Schreibmappe, auf der Brief und Feder lagen, vom Schooß der Dame und stützten die Mappe während Sie schrieben, auf ihre Schulter."

„Konnten Sie wahrnehmen, ob sie es bemerkte, daß ich die Mappe nahm?"

„Ich sah nicht daß sie es bemerkte," antwortete ich, „denn sie blieb regungslos in ihrem Stuhl."

„Mein Traum zeigte mir das anders. Danach hob

sie die Hand hoch, freilich nicht die Hand, die Ihnen zunächst war, sondern die an meiner Seite. Als ich die Schreibmappe hob, erhob sie die Hand und zog die Falten des Schleiers von ihrem Gesichte zurück — ich konnte Alles deutlicher sehen als Sie. Es war nur ein Augenblick, wo mir gestattet war, zu schauen, was der Schleier barg. Lassen Sie uns davon schweigen! Sie müssen von dem entsetzlichen Anblick in der Wirklichkeit zurückgeschaudert sein, wie ich es im Traume that. Sie müssen sich, wie ich mich, gefragt haben, ob keine barmherzige Hand dem furchtbaren Geschöpf Gift reichen will, um sie mitleidig im Grabe zu verbergen?"

Bei diesen Worten hielt sie plötzlich inne. Mir versagte die Sprache — meine Züge waren beredter als meine Lippen. Als sie mein Entsetzen sah, vermuthete sie die Wahrheit.

„Gütiger Himmel!" rief sie aus. „Sie haben sie nicht gesehen! Sie hat Ihnen ihr Gesicht hinter dem Schleier verborgen! Ach, warum, warum verleiteten Sie mich, davon zu sprechen? Nie will ich wieder dessen erwähnen. Sehen Sie, wir ängstigen das Kind! Komm her, mein Liebling, und fürchte Dich nicht. Komm und bringe Deinen Kuchen her. Du bist nun eine Dame und giebst ein großes Diner

und wir sind Deine beiden Freunde, die Du eingeladen hast, die Puppe ist Dein kleines Mädchen, die nach dem Essen hereinkommt und vom Obst und Dessert bekommt!"

So fuhr sie fort mit dem Kinde allerlei Spielereien zu treiben, in der vergeblichen Hoffnung, mich dadurch den Schmerz vergessen zu machen, den sie mir bereitet hatte.

Als ich einigermaßen meine Fassung wiedererlangt hatte, that ich mein Möglichstes, ihr in ihrem Bestreben behülflich zu sein. Bei ruhiger Ueberlegung sagte ich mir, daß sie vielleicht einer Selbsttäuschung unterlag, indem sie das entsetzliche Bild, das sie in ihrer Vision gesehen, nun auch wirklich vorhanden glaubte. Unmöglich konnte ich, wenn ich Miß Dunroß nur die allgemeine Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte, einzig auf das Zeugniß eines Traumes hin, die Ueberzeugung von ihrer Ungestaltenheit in mir Wurzel schlagen lassen und doch, so vernünftig diese Ansicht war, blieben in meinem Herzen, nach dem, was ich gehört hatte, gewisse Zweifel zurück. Des Kindes richtiger Instinkt entdeckte bald, daß seine Mutter und ich schlechte Spielgefährten wären, die sich nicht mit ganzer Seele der Sache widmeten. Sie entließ ihre vorgeblichen Gäste ohne Umstände und kehrte mit ihrer Puppe nach dem Flur vor der Thür zurück, wo ich sie vor-

gefunden hatte und wo sie am liebsten spielte. Es gelang weder ihrer Mutter noch mir, sie durch irgend welche Ueberredungskünste zurückzulocken. Wir blieben uns selbst überlassen und setzten uns nun rathlos gegenüber, indem das verbotene Thema über Miß Dunroß zwischen uns stand.

Elftes Capitel.

Liebe und Geld.

Frau van Brandt, die die augenblickliche Verlegenheit sehr bitter empfand, sprach zuerst:

„Sie haben mir nichts über sich selbst gesagt," begann sie. „Hat sich Ihr Leben seit unserem ersten Begegnen glücklicher gestaltet?"

„Wenn ich ehrlich sein will, kann ich das nicht sagen," antwortete ich.

„Haben Sie irgend eine Aussicht, sich zu verheirathen?"

„Die Möglichkeit einer solchen Aussicht steht nur bei Ihnen."

„Sagen Sie es nicht!" sprach sie mit einem flehenden Blick. „Verkürzen Sie mir die Freude, Sie zu sehen, nicht dadurch, daß Sie über Unmöglichkeiten sprechen. Soll ich Ihnen sagen, wie es gekommen ist, daß Sie mich mit meinem Kinde hier in diesem Elende finden?"

Ich zwang mich lieber van Brandts Namen zu nennen, als ihn von ihren Lippen zu vernehmen.

„Man hat mir gesagt, daß Herr van Brandt sich im

Schuldgefängniß befindet," sagte ich. „Und daß er Sie hülflos zurückgelassen, davon habe ich mich in der vorigen Nacht selbst überzeugt."

„Er ließ mir das wenige Geld, das er bei seiner Verhaftung besaß, zurück," versetzte sie traurig. „Seine grausamen Gläubiger sind mehr zu tadeln, als er es um der Armuth willen ist, die uns befallen hat." Selbst daß sie van Brandt durch diese Worte negativ vertheidigte, verletzte mich tief.

„Ich hätte Ihnen rücksichtsvoller von ihm sprechen sollen," sagte ich bitter. „Ich hätte bedenken sollen, daß eine Frau dem Manne, den sie liebt, jedes Unheil verzeiht, das er über sie bringt."

Sie hielt mir ihre Hände vor den Mund und gebot mir so Schweigen, ehe ich fortfahren konnte.

„Wie können Sie in so grausamer Weise zu mir sprechen?" fragte sie. „Sie wissen, da ich es Ihnen zu meiner Schande bei unserem letzten Beisammensein selbst gestand, daß mein ganzes Herz Ihnen im Geheimen gehört. Von welchem „Unheil" reden Sie? Meinen Sie das Unheil, das van Brandt über mich brachte, als er mich heirathete, während sein rechtmäßiges Weib lebte und noch lebt? Glauben Sie, daß ich das furchtbarste Mißgeschick meines

Lebens je verschmerzen kann, das Mißgeschick, Ihrer unwerth zu sein? Obgleich ich, Gott weiß es, schuldlos daran bin, so ist die Thatsache immer nicht wegzuleugnen, daß ich nicht verheirathet bin, und daß dennoch mein kleiner Liebling, der dort draußen mit seiner Puppe spielt, mein Kind ist. Und mit diesem Bewußtsein wollen Sie davon sprechen, Ihr Weib zu werden!"

„Das Kind nimmt mich als seinen zweiten Vater an," sagte ich. „Wenn Sie ebenso wenig Stolz hätten als Ihr Kind, wäre es für uns beide besser."

„Stolz?" wiederholte sie. „In meiner Lage Stolz? Ein hülfloses Weib, dessen angeblicher Gatte im Schuldgefängniß sitzt? Wenn Sie mir sagen, daß ich noch nicht tief genug gesunken bin, um zu vergessen, was ich Ihnen schuldig bin, so würde das Compliment, das Sie mir machen wollen, etwas mehr Anschein von Wahrheit haben. Soll ich Sie heirathen, um ein Obdach und Nahrung zu haben? Soll ich Sie heirathen, weil mich kein gesetzliches Band an den Vater meines Kindes knüpft? Dieses Anrecht an mich bleibt ihm doch, wie grausam er auch gegen mich gehandelt haben mag. Er hat mich trotz seiner Schlechtigkeit doch nicht verlassen, sondern man hat ihn hinweggerissen. Ist es möglich, daß Sie, der Sie mein einziger Freund sind, mich

für so undankbar halten, daß ich einwilligen könnte, Ihr Weib zu werden? Ein Weib in meiner Lage müßte kein Herz haben, wenn sie im Stande wäre Ihre geachtete Stellung in der Welt und die Liebe Ihrer Freunde so zu zerstören! Die gesunkenste Bettlerin auf der Straße würde davor zurückschrecken, Ihnen das anzuthun. Ach, was denken die Männer? Wie ist es Ihnen möglich, davon zu mir zu sprechen!"

Ich gab ihr nach und sprach nicht mehr darüber. Jedes ihrer Worte steigerte meine Bewunderung für die Frau, die ich geliebt und verloren hatte. Welch ein Ausweg blieb mir nun noch übrig? Nur der einzige, daß ich ihr anbot, mich selbst für sie zu opfern. So bitter ich den Mann auch haßte, der sich zwischen uns gestellt hatte, so war doch meine Liebe zu ihr so groß, daß ich mich stark genug fühlte, ihm, um ihretwillen, zu helfen. Es war eine hoffnungslose Täuschung! Ja, ich leugne es weder, noch will ich es entschuldigen, es war eine hoffnungslose Täuschung!

„Sie haben mir vergeben," sagte ich, „so gestatten Sie mir auch, mich Ihrer Verzeihung werth zu machen. Ihr einziger Freund zu sein ist auch ein Glück, sagen Sie mir denn rückhaltlos, welches sind Ihre Zukunftspläne und wie kann ich Ihnen helfen."

„Vollenden Sie das gute Werk, das Sie begonnen haben," erwiderte sie dankerfüllt. „Helfen Sie mir, daß ich meine Gesundheit wieder erlange. Stellen Sie mich in soweit her, daß ein Arzt, dessen Beurtheilung ich mich unterziehe, mich für fähig halten kann, noch einige Jahre zu leben."

„Eines Arztes Urtheil über Ihre Lebensfähigkeit?" wiederholte ich. „Wie soll ich das verstehn?"

„Wie soll ich Ihnen das erklären, ohne wieder von Herrn van Brandt zu sprechen?"

„Meinen Sie damit, daß Sie mir von seinen Schulden sprechen wollen?" fragte ich. „Warum zögern Sie dann? Sie wissen, daß ich Alles thun will, um Sie von Ihren Sorgen zu befreien."

Sie blickte mich einen Augenblick lang in stummer Verzweiflung an.

„Ach! Glauben Sie, daß ich es zulassen würde, daß van Brandt Geld von Ihnen annähme?" fragte sie, sobald sie zu sprechen vermochte. „Wie könnte ich das wollen, die ich Ihnen Alles verdanke. Nein, niemals! Ich will Ihnen die volle Wahrheit sagen. Es ist dringend wünschenswerth, daß er aus dem Gefängniß entlassen wird. Er muß also seine Gläubiger befriedigen und hat auch einen Weg ersonnen, wie ihm das mit meiner Hülfe möglich ist."

„Mit Ihrer Hülfe!" rief ich aus.

„Ja! In wenigen Worten ist also das seine Lage. Er erhielt kürzlich ein glänzendes Anerbieten von einem reichen Verwandten für eine Anstellung nach außerhalb. Unglücklicherweise kehrte er hierher zurück, um mir von seinem Glücke Kunde zu bringen, und wurde an demselben Tage wegen Schulden verhaftet. Sein Verwandter erbot sich, die Stelle während einiger Zeit offen zu lassen und der Zeitraum, den er bestimmte, ist noch nicht abgelaufen. Wenn er seinen Gläubigern einen Theil der Schuld bezahlen kann, so wollen sie ihn freilassen und hofft er das Geld dadurch zu erlangen, daß ich darin willige mich in eine Lebensversicherung einzukaufen,"

Also ihr Leben zu versichern! Aus diesen wenigen Worten ging deutlich genug hervor, welche Falle ihr gestellt war!

In den Augen des Gesetzes war sie ja eine einzeln stehende Frau, sie war mündig und allem Anscheine nach ganz ihre eigene Herrin. Was stand im Wege, daß sie ihr Leben versicherte, wenn sie es wollte, und daß die Versicherung in der Weise ausgefertigt wurde, daß van Brandt ein entschiedenes Interesse daran haben mußte, daß sie starb? Nach Allem, was ich über ihn wußte, und da ich ihn jeder

Rohheit fähig hielt, zitterte ich bei dem bloßen Gedanken, was geschehen wäre, wenn es mir erst in einer späteren Zeit gelang, sie wieder aufzufinden. Glücklicherweise lag der einzig sichere Weg, sie zu schützen, durch die günstige Lage, in der ich mich befand, vollkommen in meinem Bereich. Ich konnte mich erbieten, dem Schurken nach einer Stunde das Geld zu geben, dessen er bedurfte — und er war ganz der Mann, der meinen Vorschlag mit derselben Leichtigkeit annahm, mit der ich ihn machte.

„Ihnen scheint unser Plan nicht zu gefallen," sagte sie, als sie mit sichtlicher Verlegenheit wahrnahm, welchen Eindruck ihre Worte auf mich gemacht hatten. „Ich habe Sie, wie es scheint, unglücklicherweise zum zweiten Male verletzt und erregt, ohne es zu wollen."

„Sie irren sich," erwiderte ich. „Ich bezweifle nur, daß der Plan, durch dessen Ausführung Sie Herrn van Brandt aus seinen Verlegenheiten zu ziehen hoffen, ganz so einfach ist, wie Sie es voraussetzen. Sind Sie sich auch klar, daß es sich möglicherweise lange hinzögern kann, ehe es Ihnen gelingt, auf Ihre Lebensversicherung Geld geliehen zu bekommen?"

„Ich verstehe nichts davon," sagte sie traurig.

„Gestatten Sie, daß ich den Rath meiner Anwälte einhole? Sie sind zuverlässige und erfahrene Männer und können Ihnen sicher von Nutzen sein.“

So vorsichtig ich mich auch ausgedrückt hatte, ihr Zartgefühl ließ sie doch Verdacht schöpfen.

„Wenn Sie mir versprechen, daß Sie mir nie anbieten wollen, von Ihnen Geld für Herrn van Brandt zu leihen,“ erwiderte sie, „so will ich Ihre Hülfe dankbar annehmen.“

Das konnte ich aufrichtig versprechen. Meine einzige Hoffnung, sie zu retten, lag darin, daß ich sie ganz in Unwissenheit über den Weg ließ, den ich jetzt einzuschlagen gedachte. Ich erhob mich, um zu gehn, da mein Entschluß mir neue Kräfte gab. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß, je eher ich meine Erkundigungen einzöge, es uns um so eher gelingen würde unsere Zweifel und Schwierigkeiten zu lösen.

Sie erhob sich mit mir mit thränenfeuchten Augen und gerötheten Wangen.

„Küssen Sie mich, ehe Sie gehen!“ flüsterte sie, „und seien Sie meiner Thränen wegen unbesorgt. Nun bin ich wieder ganz glücklich. Ihre Güte überwältigte mich nur.“

Ich drückte sie mit der unbewußten Zärtlichkeit einer letzten Umarmung an mein Herz. Unmöglich konnte ich mich

über die Stellung, in die ich mich nun selbst gebracht hatte, täuschen, ich hatte, so zu sagen, meinen eigenen Bannspruch gefällt. Wenn mein unwürdiger Nebenbuhler durch meine Vermittlung die Freiheit wieder erlangt hatte, konnte ich mich denn der erniedrigenden Nothwendigkeit fügen, sie in seiner Gegenwart zu sehen, unter seinen Augen zu ihr zu sprechen? Diese Art der Selbstaufopferung wäre unter meiner Würde gewesen, dessen war ich mir bewußt. „Zum letzten Male!“ dachte ich, als ich sie noch einen Augenblick in meinen Armen hielt — „zum letzten Male!“

Das Kind lief mir mit offenen Armen entgegen, als ich auf den Flur hinaustrat. Meine Manneskraft hatte mich bei dem Abschiede von der Mutter aufrecht erhalten, aber als des Kindes volles, unschuldiges Gesichtchen sich zärtlich an das meine schmiegte, brach ich zusammen. Mir versagten die Worte — ich setzte sie still zur Erde nieder und wartete unten an der Treppe, bis ich fähig war, in die Welt hinauszutreten.

Zwölftes Capitel.

Unsere Schicksale trennen uns.

Unten auf dem Hausflur angelangt, ließ ich mir die Wirthin auf einen Augenblick rufen. Ich mußte noch ermitteln, in welchem der Londoner Gefängnisse van Brandt sich befand, und sie war die einzige Person, an die ich eine Frage darüber richten konnte.

Nachdem die Frau meine Frage beantwortet hatte, legte sie sich in ihrer eigenen, schmutzigen Weise die Gründe zurecht, die mich veranlassen konnten, van Brandt aufzusuchen.

„Ist das Geld, das Sie oben ließen, auch schon wieder in seinen gierigen Taschen verschwunden?" fragte sie. „Wäre ich so reich wie Sie, so würde ich das ruhig geschehen lassen, aber ihn würde ich an Ihrer Stelle nicht mit einer Zange anfassen!"

Ich zog wirklich Nutzen aus der rohen Warnung der Frau — ein neuer Gedanke stieg mir auf! Bis ich sie sprach, war ich zu verstimmt oder zu benommen gewesen, um mir klar zu machen, wie überflüssig es sei, daß ich mich bis zu einem persönlichen Verkehr mit van Brandt in seinem

Gefängnisse erniedrigte. Jetzt erst sah ich ein, daß, selbstredend, meine Rechtsbeistände meine geeignetsten Vertreter in dieser Angelegenheit waren, und daß mir daraus noch der Vortheil erwuchs, selbst van Brandt meinen Antheil an dieser Veränderung zu verschweigen. Ich fuhr sogleich zu meinen Anwälten. Der Aelteste von ihnen, der erprobte Freund und Rathgeber meiner Familie, empfing mich.

Mein Auftrag setzte ihn natürlich in Erstaunen. Er sollte sofort auf meine Anweisung die Gläubiger des Gefangenen befriedigen, ohne zu irgend jemand meinen Namen zu nennen, und sollte in allem Ernst als Bürgschaft für die Rückzahlung Herrn van Brandts bloße Unterschrift annehmen!

„Ich glaubte mit allen den verschiedenen Wegen vertraut zu sein, auf denen ein Ehrenmann sein Geld wegwerfen kann," bemerkte der alte Herr. „Ich muß Sie beglückwünschen, Mr. Germaine, daß Sie eine ganz neue Weise, Ihre Börse zu leeren, erfunden haben. Eine Zeitung zu gründen, ein Theater zu pachten, Rennpferde zu halten, in Monaco zu spielen — das Alles sind sehr wirksame Mittel, um Geld los zu werden, aber sie Alle müssen vor dem Einen, Herrn van Brandts Schulden zu bezahlen, die Segel streichen!"

Ich verließ ihn und kehrte nach Hause zurück.

Der Diener, der mir die Thür öffnete, brachte mir eine Bestellung von meiner Mutter. Sie wünschte mich sobald als irgend möglich zu sprechen.

Ich ging sofort zu ihr in ihr Wohnzimmer.

„Nun, George?" sagte sie, ohne ein Wort der Vorbereitung auf das was folgen sollte. „Wie hast Du Frau van Brandt verlassen?"

Mir stand der Verstand völlig still.

„Wer sagte Dir, daß ich bei Frau van Brandt war?" fragte ich.

„Lieber Sohn! Dein Gesicht hat es mir verrathen. Sollte ich noch nicht wissen, wie Du aussiehst, und wie Du sprichst, wenn Frau van Brandt Dir im Sinn liegt? Setze Dich zu mir. Ich weiß nicht warum, aber ich kam heute Morgen nicht dazu, Dir etwas zu sagen, wie ich es vorhatte, mir fehlte der Muth. Jetzt bin ich beherzter und kann es aussprechen. Du liebst Frau van Brandt immer noch, mein Sohn! Ich gebe meine Einwilligung, daß Du sie heirathest."

Das waren ihre Worte! Vor kaum einer Stunde hatte ich von Frau van Brandts eigenen Lippen gehört, daß unsere Verbindung eine Unmöglichkeit sei. Eine halbe Stunde war noch kaum verflossen, seit ich Anordnungen getroffen

hatte, um den Mann in Freiheit zu setzen, der ein großes Hinderniß für unsere Verheirathung war. Diese Zeit grade hatte meine Mutter, ahnungslos, gewählt, um darein zu willigen, daß ich ihr Frau van Brandt als Schwiegertochter zuführte!

„Ich sehe, daß ich Dich überrasche," fuhr sie fort. „Ich will Dir meine Gründe so klar als möglich auseinandersetzen. Es würde unwahr sein, George, wenn ich Dir sagen wollte, daß die Einwürfe, die gegen Deine Verbindung mit dieser Dame zu machen sind, für mich nicht mehr vorhanden wären. Meine Denkweise hat sich nur in sofern geändert, als ich jetzt, um Deines Glückes willen, bereit bin, alle meine Einwendungen bei Seite zu setzen. Ich bin eine alte Frau, mein lieber Sohn. Nach den Naturgesetzen kann ich nicht annehmen, daß ich noch lange bei Dir bin. Wen aber soll ich zurücklassen, um für Dich zu sorgen und Dich zu lieben, wie ich es gethan, wenn ich von Dir gehe? Ich weiß Niemand außer Frau van Brandt. Dein Glück ist meine vornehmlichste Sorge und die Frau, die Du liebst, wie schrecklich sie auch irre=geführt ist, verdient ein besseres Loos. Heirathe sie."

Ich wagte nicht zu sprechen. Ich kniete zu den Füßen

meiner Mutter und verbarg meinen Kopf in ihrem Schooß, als wäre ich wieder ein Knabe geworden.

„Ueberlege es Dir, George," sagte sie, „und komme wieder zu mir, wenn Du ruhig genug geworden bist, um über die Zukunft zu sprechen, wie ich es thue."

Sie hob meinen Kopf hoch und küßte mich. Als ich aufstand, um sie zu verlassen, erfüllte mich ein gewisses Etwas in diesen alten, lieben Augen, die mich so zärtlich anblickten, mit einer plötzlichen Furcht, die mich scharf und schneidend, wie ein Messerstich durchzuckte.

So wie ich die Thür geschlossen hatte, ging ich die Treppe hinab zu dem Portier nach dem Flur.

„Ist meine Mutter während ich fort war, ausgewesen?" fragte ich.

„Nein, Herr."

„Waren Besuche bei ihr?"

„Ein Herr war hier, mein Herr."

„Kannten Sie ihn?"

Der Portier nannte den Namen eines berühmten Arztes, eines Mannes, der damals als einer der Ersten in seinem Fache galt. Ich nahm sofort meinen Hut und ging zu ihm.

Er war eben von seinen Besuchen zurückgekehrt. Meine

Karte wurde ihm übergeben, worauf er mich sofort in sein Sprechzimmer führen ließ.

„Sie haben heute früh meine Mutter besucht,“ sagte ich. „Finden Sie sie bedenklich krank, und konnten Sie ihr das nicht verschweigen? Sagen Sie mir um Gotteswillen die Wahrheit, ich bin auf Alles gefaßt.“

Der berühmte Mann nahm mich freundlich bei der Hand.

„Ihre Mutter bedarf keiner Vorbereitung, sie ist sich ihres bedenklichen Gesundheitszustandes vollkommen bewußt,“ sagte er. „Sie ließ mich rufen, damit ich ihre Ansicht bestätigen sollte. Ich konnte, ich durfte ihr nicht verhehlen, daß ihre Lebenskräfte im Abnehmen sind. In einem milderen Klima kann sie sich einige Monate länger erhalten, als hier in der Luft von London. Das ist Alles was ich sagen kann. In ihrem Alter sind ihre Tage gezählt.“

Er ließ mir Zeit mich von dem Schlage zu erholen, dann stellte er mir seine reiche Erfahrung, sein gereiftes und vollkommenes Wissen zur Verfügung. Nach seiner Anleitung schrieb ich die nöthigen Verordnungen nieder, nach denen ich nun über meinem vergänglichsten Besitze, dem Leben meiner Mutter, wachen wollte.

„Ein Wort lassen Sie mich noch zu Ihrer Beachtung

hinzufügen," sagte er, als ich mich verabschiedete. „Ihre Mutter ist besonders darauf bedacht, daß Sie nichts von ihrem bedenklichen Gesundheitszustande erfahren sollen. Ihre einzige Sorge ist, Sie glücklich zu sehen. Wenn Sie erfährt, daß Sie mich aufsuchten, kann ich nicht für die Folgen stehen. Ersinnen Sie einen möglichst triftigen Grund, um sie sofort von London zu entfernen und, wie schmerzlich Ihr Inneres auch bewegt sein mag, zeigen Sie ihr immer eine heitere Außenseite."

Noch an demselben Abend suchte ich den gewünschten Vorwand und er war leicht gefunden. Ich brauchte meiner armen Mutter nur mitzutheilen, daß Frau van Brandt meinen Heirathsantrag abgelehnt hatte, und damit war ein augenscheinlicher Grund gefunden, weßhalb es mir erwünscht sein mußte, London zu verlassen. Gleichzeitig schrieb ich an Frau van Brandt und theilte ihr das traurige Ereigniß mit, das meine plötzliche Abreise veranlaßte; auch benachrichtigte ich sie, daß es durchaus nicht mehr nothwendig sei, ihr Leben zu versichern. „Meine Anwälte," so schrieb ich, „haben es übernommen, Herrn van Brandts Angelegenheiten sofort zu ordnen. In wenigen Stunden wird er frei sein und kann dann die Stellung annehmen, die ihm angeboten ist." Die letzten Zeilen meines Briefes versicherten sie meiner unwandel-

baren Liebe und beschworen sie mir zu schreiben, ehe sie England verließe.

Damit war nun Alles gethan. Wunderbarerweise war ich in dieser traurigsten Zeit meines Lebens mir keines wirklich empfindlichen Schmerzes bewußt. Unsere Fähigkeit, zu leiden, hat leiblich, wie geistig, eine Grenze. Ich kann den Zustand, in dem ich mich, unter der Last der Sorgen, die über mich hereingebrochen waren, befand, nur in der einen Weise beschreiben — ich hatte das Gefühl eines Menschen, dessen Fähigkeiten zu empfinden ganz betäubt waren. Am nächsten Morgen brachen meine Mutter und ich zu unserer ersten Tagereise nach der Südküste von Devonshire auf.

Dreizehntes Capitel.

Ein Rückblick.

Ich erhielt von Frau van Brandt, drei Tage nachdem ich mit meiner Mutter in Torquay angekommen war, eine Antwort auf meinen Brief. Sie benachrichtigte mich im Eingange, daß van Brandt allerdings in Freiheit gesetzt worden sei, aber unter Umständen, die sie mit der quälenden Vermuthung erfüllten, daß meinerseits dabei Opfer gebracht worden seien, zu denen ich mich nun nicht bekennen wollte. Dann lautete der Brief weiter:

„Die Anstellung, die Herr van Brandt nun erhalten hat, sichert uns, wenn auch kein üppiges, so doch ein behagliches Auskommen. Vor mir liegt nun, seit meine Lebenssorgen begannen, zum ersten Male wieder ein friedliches Leben, da ich, nicht um meinetwillen, aber für mein Kind hoffe, daß unter einem fremden Volke die falsche Stellung, in der ich mich befinde, ein Geheimniß bleiben wird. Damit muß ich mir genügen lassen, denn ein Glück, wie es manchen Frauen beschieden ist, darf ich, wage ich nicht zu erstreben.

„Wir reisen morgen früh von England nach dem Continent ab. Soll ich Ihnen sagen, in welchem Theile von Europa ich meine neue Heimath finden werde?

„Nicht doch! Sie würden mir wiederum schreiben und ich würde Ihnen antworten. Der einzige, armselige Dank, den ich dem guten Engel meines Lebens aber abstatten kann, ist, daß ich ihn lehre, mich zu vergessen. Mit welchem Rechte dürfte ich den Platz in Ihrer Achtung wohl behaupten, dessen ich mich bemächtigt habe. Sie werden einst einer Frau Ihr Herz geben, die dessen würdiger ist, als ich. Lassen Sie mich aus Ihrem Leben verschwinden und gedenken Sie meiner nur noch gelegentlich, wenn Sie sich an glückliche Tage erinnern, die nie wiederkehren werden.

„Mir wird der Rückblick in die Vergangenheit einigermaßen zum Troste gereichen. Seit ich Sie kennen lernte, bin ich besser geworden und so lange ich lebe, werde ich dessen gedenken.

„Ja! Vom Anfang bis an's Ende ist der Einfluß, den Sie auf mich ausgeübt haben, ein günstiger gewesen. Wenn ich auch zugeben muß, daß es für mich ein Unrecht war, Sie zu lieben — und mehr noch, Ihnen dieses Gefühl zu gestehen, — so war diese Liebe doch rein, und

ich habe wenigstens aufrichtig gestrebt, ihrer Herr zu werden. Mein Herz fühlt sich, abgesehen davon, durch das sympathische Gefühl, das uns vereint, beglückt. Nun, da wir so weit getrennt sind und uns wahrscheinlich nie wiedersehen werden, darf ich Ihnen bekennen, was ich bisher nie eingestand, daß meine innersten Eingebungen mich immer, wenn ich ihnen rückhaltlos Gehör gab, auf Sie zu verweisen schienen. Wenn mein Gemüth einmal wirklich Frieden gefunden hatte, und ich mit aufrichtig reuigem Herzen zu beten vermochte, so überkam mich das Gefühl, als führte ein geheimer Zug uns näher und näher zu einander und seltsamerweise geschah das immer nur, wenn ich von van Brandt getrennt war, wie ich auch dann nur jene Träume von Ihnen hatte. Es hat mir in solchen Zeiten, ob denkend oder träumend, immer geschienen, als wären Sie mir viel näher bekannt, als wenn wir uns dann wirklich leiblich gegenüber standen. Ich möchte wissen, ob es doch ein Dasein vor diesem jetzigen, bewußten giebt? Ob wir einst in einer anderen Sphäre vor tausenden von Jahren treue Gefährten waren? Müßige Vermuthungen! Ich will mir daran genügen lassen, daß ich so glücklich war Sie zu kennen, ohne das Wie oder Warum zu ergründen.

„Leben Sie wohl, mein geliebter Wohlthäter, mein einziger Freund! Mein Kind sendet Ihnen einen Kuß und die Mutter zeichnet sich, als Ihre dankbare und getreue

M. van Brandt."

Es erschien mir damals höchst wunderbar, daß mich diese Zeilen, als ich sie zum ersten Male las, wiederum an die Prophezeiungen der Dame Dermody aus meiner Knabenzeit erinnerten. Die vorausgesagten, sympathischen Bande, die mich an Mary knüpfen sollten, fesselten mich ja nun wirklich, aber an eine Fremde, die ich zufällig in einer späteren Lebenszeit kennen gelernt hatte! Drang ich aber dennoch nicht weiter vor, da meine Gedanken doch einmal diese Richtung einschlugen? Brachten sie mich keinen Schritt vorwärts? Nein, selbst jetzt überkam mich noch keine Ahnung von der Wahrheit.

War meine eigene, schwerfällige Auffassungsgabe daran Schuld? Hätte jemand anderes in meiner Lage entdeckt, was mir noch verborgen blieb?

Ich blicke auf die Verkettung der Ereignisse zurück, die sich durch meine Erzählung ziehen, und frage mich selbst, worin sollte für mich oder irgend einen Anderen die Möglichkeit liegen, eine Uebereinstimmung zwischen dem Kinde, welches Mary Dermody war, und der Frau, die ich als

Frau van Brandt kannte, zu finden? War in unseren Zügen noch etwas übrig geblieben, was uns bei unserem Begegnen an dem schottischen Flusse an unsere Jugenderscheinungen erinnern konnte? Wir hatten uns in der Zwischenzeit vom Knaben und Mädchen zum Manne und Weibe entwickelt und keine äußere Spur verrieth, daß wir der George und die Mary aus früheren Tagen waren. Wie unser Aussehn uns über einander täuschte, so thaten es auch unsere Namen. Ihre Scheinehe hatte ihren Zunamen verändert, das Testament meines Stiefvaters den meinen. Ihr Taufname war einer der gebräuchlichsten Frauennamen, und der meine war weit entfernt zu den gewählteren Männernamen zu gehören. Betrachtet man nun die verschiedenen Gelegenheiten, wo wir uns sahen, so waren sie niemals geeignet, ein Wiedererkennen zu ermöglichen, wie es im ruhigen Gespräch geschehen konnte. Wir waren uns überhaupt nur vier Mal begegnet, das eine Mal auf der Brücke, dann in Edinburg und zwei Mal noch in London. Die überwältigenden Sorgen und Interessen des Augenblicks hatten bei allen diesen Gelegenheiten ihre Gedanken, wie die meinen in Anspruch genommen und ihre, wie meine Worte beeinflußt. Wann hätten die Ereignisse, die uns zusammenführten, uns Ruhe und Muße genug gelassen, um gemächlich auf unser Leben zurückzublicken und

die Gegenwart ruhig mit unseren Jugenderinnerungen zu vergleichen? Niemals! Der Lauf der Ereignisse hatte uns vom Beginn bis zum Ende von jedem Resultate weiter und weiter entfernt, das auch nur zu einer Vermuthung der Wahrheit hätte führen können. Als sie mir bei ihrer Abreise von England schrieb und während ich ihren Brief las, konnten wir beide nur annehmen, daß wir uns am Flusse dort zuerst gesehen hatten, und daß nun unsere Lebenswege auseinander gingen und wir für immer getrennt waren.

Nun ich in späteren Tagen ihren Abschiedsbrief im Lichte meiner gereiften Erfahrung wieder lese, sehe ich erst ein, wie wunderbar Dame Dermody's Glaube an die Reinheit des Bandes, das unsere verwandten Geister verknüpfte, durch den Erfolg gerechtfertigt worden ist.

Nur wenn meine unerkannte Mary von van Brandt getrennt war, also mit anderen Worten, nur wenn sie ein reiner Geist war, geschah es, daß sie meinen Einfluß wohlthuend auf ihr Leben wirken fühlte, und daß ihre Erscheinung mit mir in ihrer sichtbaren und vollkommen ähnlichen Gestalt verkehrte. Und wo träumte ich meinerseits je von ihr als in Schottland, und wo fühlte ich im wachen Zustande die geheimnißvolle Mahnung ihrer Gegenwart als auf Shetland? Immer also nur dann, wenn mein Herz

sich ihr und Anderen am innigsten erschloß, wenn mein Geist am freiesten von den bitteren Zweifeln und den selbstsüchtigen Bestrebungen war, die die Gottheit in uns erniedrigen. Dann, aber eben nur dann war meine Uebereinstimmung mit ihr jene vollendete Sympathie, die, unerreicht von Zufällen und Wechseln, von den Täuschungen und Versuchungen dieses Lebens, die Treue hält.

Vierzehntes Capitel.

Miß Dunroß.

Meinen einzigen Trost bei dem gänzlichen Zusammensturz meiner Hoffnungen auf eine Heirath mit Frau van Brandt fand ich darin, daß ich mich ganz der heiligen Pflicht widmete, meine Mutter in ihren letzten Lebenstagen treu zu pflegen.

Ihr wurde allmählig der erfrischende Einfluß einer ruhigen Lebensweise und milderen Luft fühlbar. Leider konnte die Besserung in ihrer Gesundheit nur eine vorübergehende sein, das wußte ich nur zu wohl, dennoch war es mir ein Trost sie schmerzfrei zu wissen und sie in der Nähe ihres Sohnes harmlos glücklich zu sehen. Außer den Tages- und Nachtstunden, die der Ruhe gewidmet werden mußten, verließ ich sie nie. Bis zu dieser Stunde gedenke ich noch der Bücher, die ich ihr vorlas, der sonnigen Stelle am Meeresstrande, wo ich mit ihr saß, der Kartenspiele, die wir miteinander spielten, des unbedeutenden Alltagsgesprächs, das sie belustigte, wenn sie sich zu angegriffen für andere Beschäftigungen fühlte, mit einer Innigkeit, wie sie an keiner anderen

meiner Erinnerungen haftet. Das sind meine unvergänglichen Reliquien; auf diese Thaten aus meinem Leben werde ich am freudigsten zurücksehen, wenn die Alles verhüllenden Schatten des Todes mich umschließen.

Meine Gedanken, die sich in einsamen Stunden meist mit Personen und Ereignissen aus der Vergangenheit beschäftigten, wanderten unzählige Male zu Miß Dunroß und Shetland zurück. Kein Gefühl des Grauens begleitete nun mehr meine lästigen Zweifel über das, was der schwarze Schleier mir in Wirklichkeit verborgen haben mochte, wenn ich jetzt daran zurückdachte. Je entschiedener meine späteren Erinnerungen an Miß Dunroß mit der Vorstellung eines unsagbaren, körperlichen Gebrechens verknüpft waren, um so höher stieg die edle Natur dieses Weibes in meiner Achtung.

Die Versuchung, dem Versprechen, das ich scheidend ihrem Vater gegeben hatte, ungetreu zu werden, trat zum ersten Male, seit ich Shetland verlassen hatte, an mich heran. Wenn ich wieder des in tiefer Nacht gestohlenen Kusses gedachte, wenn ich mir die zarte, weiße Hand vergegenwärtigte, die mir durch die dunklen Vorhänge ihr letztes Lebewohl zuwinkte, und wenn sich zu diesen Bildern die Erinnerung an das gesellte, was meine Mutter vermuthete und Frau

van Brandt im Traume gesehen hatte, wurde mein Verlangen, Miß Dunroß auf irgend eine Weise zu versichern, daß ihr Platz in meiner Erinnerung und in meinem Herzen unnehmbar sei, stärker, als daß menschliche Kraft ihr widerstehen konnte. Ich hatte mein Ehrenwort verpfändet, daß ich weder schreiben noch nach Shetland zurückkehren wollte. Tag für Tag erwog ich nun die Frage, wie ich auf irgend eine Weise im Geheimen mit ihr in Verbindung treten könnte. Es bedurfte nur eines Winkes, um mich auf die Fährte zu bringen und, aus Ironie des Zufalls, war es gerade meine Mutter durch die ich diesen Wink erhielt.

Von Zeit zu Zeit sprachen wir immer noch von Frau van Brandt. Meine Mutter hatte sich vollkommen überzeugt, indem sie mich bei Gelegenheiten, wo wir mit Bekannten in Torquay zusammen waren, beobachtet hatte, daß keine andere Frau, welches auch immer ihre Reize sein mochten, in meinem Herzen den Platz einnehmen konnte, den die Frau besaß, die ich verloren hatte. Sie wollte, weil sie nur auf diesem Wege ein Glück für mich absah, den Gedanken an meine Verheirathung mit Frau van Brandt nicht aufgeben. Meine Mutter äußerte sich dahin, daß wenn eine Frau einem Manne ihre Liebe eingestanden hat, es nur an dem Manne selbst liegen kann, wenn er sie trotz aller ersinnlichen Hindernisse nicht

doch zu seiner Gattin macht. Nachdem sie wiederholentlich ihre Ansicht dahin ausgesprochen hatte, zwang sie mich durch folgende Worte, sie auch eines Tages in Erwägung zu ziehen:

„Eines stört während unseres hiesigen Aufenthalts mein Glück, Georg. Ich bin Dir in Deinem Verkehr mit Frau van Brandt hinderlich."

„Du vergißt, daß sie England verlassen hat," sagte ich, „ohne mir zu sagen, wo sie zu finden ist."

„Wäre ich Dir jetzt nicht eine Bürde, mein lieber Sohn, so würdest Du sie bald genug auffinden. Aber warum kannst Du ihr nicht unter den obwaltenden Verhältnissen wenigstens schreiben? Mißdeute meine Gründe nicht, George! Wenn ich die geringste Hoffnung hätte, daß Du sie vergessen könntest, wenn ich Dich von einer der reizenden Frauen, die wir hier kennen, nur einigermaßen angezogen sähe, so würde ich sagen, wir wollen nie mehr an Frau van Brandt denken oder von ihr sprechen. Dein Herz, mein lieber Sohn, ist aber allen Weibern bis auf dieses eine verschlossen. Sei denn auf Deine Weise glücklich und laß mich das noch sehen, bevor ich sterbe. Sicher wird der Elende, dem dieses arme Geschöpf sein Leben opfert, sie früher oder später schlecht behandeln oder verlassen und dann muß sie sich zu Dir wenden. Benimm ihr also den Glauben, daß Du ihren Verlust ruhig erträgst.

Je entschlossener Du ihren Bedenken entgegentrittst, je mehr wird sie Dich im Stillen lieben und verehren. Das ist so Frauenart. Schreibe ihr erst und sende ihr dann irgend ein kleines Geschenk. Du hattest neulich die Absicht, mich in das Atelier des jungen Künstlers zu führen, der kürzlich hier seine Karte abgegeben hat. Ich höre, daß er wundervolle Miniaturbilder malt. Warum willst Du Frau van Brandt nicht Dein Bild schicken?"

Das war ein Einfall, nach dem ich vergeblich gesucht hatte! Wenn das Bild auch ganz überflüssig war, um meine Sache bei Frau van Brandt zu vertreten, so war es das günstigste Mittel mit Miß Dunroß in Beziehungen zu treten, ohne gerade entschieden das Versprechen zu brechen, das ihr Vater mir abgefordert hatte. Ohne ihr ein Wort zu schreiben, ohne ihr eine Botschaft zu senden, konnte ich ihr auf diese Weise sagen, wie dankbar ich ihrer gedachte, und konnte in den bittersten Augenblicken ihres trüben, einsamen Lebens, mein Andenken freundlich in ihr wach rufen.

Gleich an demselben Tage ging ich allein zu dem Künstler. Während der Stunden, die meine Mutter in ihrem Zimmer verbrachte, wurden die Sitzungen gehalten, bis das Bild vollendet war. Ich ließ es in ein einfaches, goldenes Medaillon mit einer Kette fassen und übergab sofort mein Ge-

schenk der einzigen Person, von der ich sicher war, daß sie es an seinen Bestimmungsort befördern würde. Diese war der alte Freund, dessen in dieser Erzählung als Sir James erwähnt worden ist und der mich auf dem Regierungsschiff mit nach Shetland nahm.

Es bedurfte keiner Rückhaltung, als ich Sir James die nöthigen Auseinandersetzungen schrieb, denn wir hatten damals auf der Rückreise mehr denn einmal vertraulich über Miß Dunroß gesprochen. Sir James hatte ihre traurige Geschichte von dem in Lerwick wohnenden Arzte gehört, da dieser ein alter Universitätsfreund war. Diesem Herrn bat ich ihn, mein Geschenk anzuvertrauen, und zögerte nicht, ihm bei dieser Gelegenheit die Zweifel auszusprechen, die ich über das Geheimniß hegte, das der schwarze Schleier barg. Freilich war es unmöglich, vorauszusagen, ob der Doctor diesen Zweifel heben konnte. Ich erlaubte mir nur den Vorschlag, durch eine ganz gebräuchliche Nachfrage nach dem Befinden der Miß Dunroß, den Gegenstand vorsichtig anzuregen.

Bei der langsamen Verbindung, wie man sie in jener Zeit nur ermöglichen konnte, mußte ich auf die Antwort von Sir James, nicht wie jetzt nur Tage, sondern Wochen warten. Sein Brief erreichte mich noch obenein erst nach ungewöhnlich langer Zeit. Ob dadurch oder durch andere mir uner-

klärliche Gründe veranlaßt, es überkam mich so entschieden die Vorahnung schlechter Nachrichten, daß ich mich nicht entschließen konnte, das Siegel in Gegenwart meiner Mutter zu erbrechen. Ich wartete, bis ich mich in mein Zimmer zurückziehen konnte — und öffnete da erst den Brief.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Sir James's Antwort enthielt nur folgende Worte „Die einliegenden Zeilen erzählen ohne meine weitere Ausführung ihre traurige Geschichte selbst. Ich beklage *sie* nicht, aber ich bin für Sie tief betrübt."

Der eben erwähnte Brief war von dem Arzte in Lerwick an Sir James gerichtet. Ich schreibe ihn ohne Zusatz wörtlich ab:

„Durch das stürmische Wetter der letzten Tage hat sich das Schiff, welches unseren Verkehr mit dem Festlande vermittelt, etwas verspätet. Ich erhielt Ihren Brief daher heute erst. Mit ihm zugleich kam eine kleine Schachtel an, die ein goldenes Medaillon an einer Kette enthielt, dessen Sie als das Geschenk erwähnen, welches ich auf Ihren Wunsch eigenhändig im Auftrage eines Ihrer Freunde, dessen Namen Sie nicht nennen können, an Miß Dunroß übergeben soll.

„Sie haben mich unbewußt, indem Sie mir diese Ver-

haltungsmaßregeln gaben, in eine sehr schwierige Lage gebracht.

„Die unglückliche Dame, für die das Geschenk bestimmt ist, geht raschen Schrittes ihrem Ende entgegen — sie beschließt ein Leben, dessen mannigfache und furchtbare Leiden den Tod für sie wirklich als Gnade und Befreiung erscheinen lassen. Unter diesen traurigen Umständen ist es, wie ich glaube, wohl verzeihlich, wenn ich zögere ihr das Medaillon im Geheimen zu übergeben, weiß ich doch nicht, mit welchen Erinnerungen dieses Andenken verknüpft ist und wie ernste Aufregungen es in ihr hervorrufen kann.

„In dieser zweifelhaften Lage habe ich es gewagt, das Medaillon zu öffnen — und zögere nun um so mehr es abzugeben. Welche Erinnerungen sich für meine unglückliche Patientin an dieses Bild knüpfen, ahne ich natürlich nicht; ich weiß nicht, ob sein Anblick sie in ihren letzten Lebensaugenblicken mit Freude oder Schmerz erfüllen wird. Ich habe also beschlossen, es morgen bei meinem Besuche mit mir zu nehmen und es dann ganz von den Umständen abhängig zu machen, ob ich es ihr gebe oder nicht. Unsere Post geht erst in drei Tagen nach dem Süden ab, ich lasse diesen Brief also offen, bis ich Ihnen das Resultat mittheilen kann.“

„Soeben komme ich von meinem Besuch bei ihr nach Hause zurück. Ich bin ganz verzweifelt, dennoch will ich versuchen, Ihnen klar und genau mitzutheilen, was sich zutrug.

„Als ich sie heut morgen zuerst sah, hatten ihre sinkenden Kräfte sich für einige Augenblicke erholt. Die Wärterin meldete mir, daß sie die ersten Morgenstunden hindurch geschlafen hatte. Dem Schlafe waren Fiebersymptome mit leichten Fantasien vorangegangen. Die Worte, die ihr während dieses Zustandes entschlüpften, schienen sich hauptsächlich auf einen Abwesenden zu beziehen, den sie „George" nannte. Wie man mir berichtete, war es ihr lebhaftestes Verlangen, „George" noch vor ihrem Tode wiederzusehen.

„Bei dieser Mittheilung durchflog mich der Gedanke, daß das Bild in dem Medaillon möglichenfalls das Bild jenes Abwesenden sein möchte. Ich hieß die Wärterin das Zimmer zu verlassen und ergriff ihre Hand. Theils auf ihre eigene, bewundernswürdige Stärke und Willenskraft bauend, theils in dem Bewußtsein, daß sie mir als ihrem alten Freunde und Rathgeber vertraute, erwähnte ich der Aeußerungen, die sie in ihrem Fieberzustande gemacht hatte. Dann sagte ich zu ihr: Sie wissen, daß jedes Ihrer Geheimnisse bei mir treu bewahrt ist, sagen Sie mir also,

ob Sie von George irgend ein kleines Liebeszeichen oder Andenken erwarten?

„Meine Frage war gethan. Der schwarze Schleier, den sie immer trug, verhüllte ihr Gesicht, so daß nichts mir den Eindruck verrathen konnte, den ich auf sie hervorbrachte, es sei denn ihre wechselnde Temperatur oder eine leichte Bewegung der Hand, die ich unter der seidenen Bettdecke in der meinen hielt.

„Zuerst schwieg sie. Ihre kalte Hand wurde plötzlich heiß und drückte die meine lebhaft. Ihr Athem wurde beengt. Sie sprach mit großer Anstrengung und legte mir nur die eine Frage vor:

„Ist er hier?"

„Ich sagte: „Es ist außer mir Niemand hier."

„Haben Sie einen Brief für mich?"

„Ich sagte: „Nein."

„Sie lag eine Zeit lang still. Ihre Hand erkaltete wieder und ließ allmälig die meine los. Endlich sagte sie: „Eilen Sie, Doktor! Was es auch sein mag, geben Sie es mir, ehe ich sterbe."

„Ich wagte das Experiment, öffnete das Medaillon und gab es ihr in die Hand.

„Zuerst zögerte sie, wie es schien, es anzusehen und

sagte nur: „Wenden Sie mich so im Bett um, daß mein Gesicht nach der Wand zu liegt.“ Ich gehorchte. Mit dem Rücken gegen mich gekehrt, lüftete sie ihren Schleier und besah dann, wie ich glaube, das Bild. Ein langer, leiser Schrei entfuhr ihr, nicht voll Schmerz oder Qual, nein, ein Aufschrei der Wonne, des Entzückens. Ich hörte, wie sie das Bild küßte. So sehr ich durch meinen Beruf auch an ergreifende Eindrücke für Auge und Ohr gewöhnt bin, so erinnere ich mich nie durch irgend etwas so ganz überwältigt worden zu sein, wie ich es in diesem Augenblicke war. Ich mußte aufstehen und an das Fenster gehen.

„Kaum eine Minute war verflossen, als ich wieder an das Bett trat. Sie hatte den Schleier wieder über das Gesicht gezogen. Ihre Stimme war viel schwächer geworden, so daß ich sie nur vernehmen konnte, wenn ich mich über sie neigte und mein Ohr an ihre Lippen legte.

„Hängen Sie es um meinen Hals,“ flüsterte sie.

„Ich schlang ihr die Kette des Medaillons um den Hals. Sie versuchte die Hand danach auszustrecken, aber die Kräfte versagten ihr.

„Sein Sie mir behülflich, es zu verbergen,“ sagte sie.

„Ich unterstützte ihre Hand. Sie verbarg das Me-

daillon unter dem weißen Gewande, das sie an dem Tage trug, an ihrem Busen. Ihre Athemnoth nahm zu. Ich legte sie höher auf das Kopfkissen, aber das Kissen war nicht hoch genug. So lehnte ich ihren Kopf an meine Schulter und öffnete theilweise den Schleier. Als sie eine augenblickliche Erleichterung empfand, sprach sie wieder.

„Versprechen sie mir," sagte sie, „daß keine fremde Hand mich berühren soll. Versprechen Sie mir, mich zu begraben, wie ich bin."

„Ich gab ihr das Versprechen.

„Ihr stockender Athem beschleunigte sich. Sie war kaum noch fähig, die nächsten Worte auszustoßen;

„Bedecken Sie mein Gesicht wieder."

„Ich verhüllte es mit dem Schleier. Sie lag schweigend da. Plötzlich setzte das mühsame Athmen aus. Sie fuhr zusammen und erhob den Kopf von meiner Schulter.

„Haben Sie Schmerzen?" fragte ich.

„Ich bin im Himmel," war ihre Antwort.

„Während sie sprach, sank ihr Kopf an meine Brust zurück. In diesem letzten Ausruf der Freude hatte sie ihren Athem ausgehaucht. Der Augenblick ihrer höchsten Wonne war der Augenblick ihres Todes geworden. Endlich hatte Gottes Barmherzigkeit sie erreicht."

„Ich will meinen Brief beenden, ehe die Post abgeht.

„Ich habe alle Anordnungen zur Erfüllung meines Versprechens getroffen. Das Medaillon an ihrem Busen verborgen, ihr Gesicht mit dem schwarzen Schleier verhüllt, so wird man sie begraben. Ein edleres Wesen hat nie auf dieser Welt geathmet. Sagen Sie dem Freunde, der ihr sein Bildniß sandte, daß ihre letzten Augenblicke voller Glückseligkeit waren, weil sein Geschenk ihr bewies, daß er ihrer gedachte.

„Soeben finde ich eine Stelle in Ihrem Briefe, die ich noch nicht beantwortet habe. Sie fragen mich, ob dem beharrlichen Verbergen ihres Gesichts hinter dem Schleier etwas Tieferes zu Grunde lag, als das, womit sie den Personen ihrer Umgebung diesen Umstand erklärte. Es ist wahr, daß sie unter einer krankhaften Empfindlichkeit gegen die Einwirkung des Lichtes litt, aber es ist ebenso wahr, daß das nicht die einzige und nicht die schlimmste Wirkung der Krankheit war, an der sie litt. Sie hatte einen anderen Grund, um ihr Gesicht zu verbergen, einen Grund, den nur zwei Personen kennen, der Arzt, der in dem Dorfe, das nah bei ihres Vaters Hause liegt, lebt, und ich. Wie haben uns beide verpflichtet, nie einem sterb-

lichen Wesen zu enthüllen, was unsere Augen gesehen haben. Selbst vor ihrem Vater haben wir unser furchtbares Geheimniß verborgen und sind entschlossen, es mit in's Grab zu nehmen. So hätte ich Demjenigen, in dessen Auftrag Sie mir schreiben, nichts weiter über diesen tief traurigen Gegenstand zu berichten. Wenn er jetzt ihrer gedenkt, möge er sie sich in der Schönheit vorstellen, die kein irdisches Gebrechen mehr zerstören kann — in der Vollkommenheit eines befreiten Geistes, der in der Gemeinschaft mit Gottes Engeln ewig selig ist.

„Schließlich lassen Sie mich in meinem Briefe noch hinzufügen, daß der arme, alte Vater sein Leben nicht in dem Hause am See in freudloser Einsamkeit beschließen wird. Er wird den Rest seines Tage unter meinem Dache verleben; mein treues Weib wird ihn pflegen und meine Kinder werden ihn daran erinnern, daß das Leben auch noch lichte Seiten hat."

So schloß der Brief. Ich legte ihn bei Seite und ging aus. Die Einsamkeit meines Zimmer gemahnte mich in unerträglicher Weise an die tiefe Einsamkeit meines zukünftigen Lebens. Meine Interessen in dieser geschäftigen Welt waren jetzt auf einen einzigen Gegenstand beschränkt — auf die Sorge um die zerrüttete Gesundheit meiner Mutter. Eine

von den beiden Frauen, deren Herzen in liebevollem Verständniß für das meine geschlagen hatten, lag nun im Grabe, die andere war mir im fernen Lande für immer verloren. Ich begegnete meiner Mutter in ihrem kleinen Ponnywagen auf dem Fahrwege am Strande, wie sie langsam in dem milden Wintersonnenschein dahin fuhr. Ich entließ den Kutscher, der sie fuhr, und ging, die Zügel in der Hand, neben dem Wagen her. Wir plauderten ruhig über alltägliche Gegenstände. Ich verschloß der trüben Zukunft, die vor mir lag, meine Blicke und versuchte zwischen meinem Herzweh hindurch, entschlossen der gegenwärtigen Stunde zu leben.

Fünfzehntes Capitel.

Der Ausspruch des Arztes.

Sechs Monate sind vergangen und es ist wiederum Sommer geworden.

Der letzte Abschied ist überstanden. Das Leben meiner Mutter ist abgelaufen, so sehr meine Sorge für sie auch bemüht war, es zu verlängern. Sie starb in meinen Armen; mir galten ihre letzten Worte, ihr letzter Blick auf Erden war auf mich gerichtet. In des Wortes traurigster und vollster Bedeutung, stehe ich nun allein in der Welt.

Durch diesen Trauerfall sind mir gewisse Pflichten auferlegt, die meine Anwesenheit in London erheischen, und da ich mein Haus vermiethet habe, wohne ich in einem Hotel. Neben mir wohnt mein Freund, Sir James, den auch Geschäfte nach London riefen. Wir frühstücken und diniren in meinem Wohnzimmer gemeinschaftlich. So furchtbar mir die Einsamkeit augenblicklich auch ist, so kann ich mich doch nicht entschließen, Gesellschaft aufzusuchen, der Gedanke an Menschen, die mir nur bekannt sind, widerstrebt mir. Auf Sir James' Wunsch haben wir indessen einen Mitbewohner

unseres Hotels zu Mittag zu uns eingeladen, dem mehr Auszeichnung als einem gewöhnlichen Gaste gebührt. Der Arzt, der mich zuerst von dem bedenklichen Gesundheitszustande meiner Mutter in Kenntniß setzte, wünscht dringend von mir Näheres über ihre letzten Augenblicke zu hören. Da seine kostbare Zeit in den früheren Tagesstunden zu besetzt ist, wird er unser Mittagsmahl mit uns theilen, wenn seine Patienten ihm die Zeit gönnen werden, seine Freunde aufzusuchen.

Unsere Mahlzeit ist fast beendet. Ich bemühte mich meine Selbstbeherrschung zu erhalten und habe ihm in wenigen Worten die einfache Geschichte von den letzten Lebenstagen meiner Mutter erzählt. Darauf wendet sich das Gespräch zu gleichgültigen Gegenständen, so daß ich von der Anstrengung, die ich gemacht hatte, ausruhen kann und in gewohnter Weise Muße zu meinen Beobachtungen finde. Während des Gesprächs entdecke ich allmälig etwas in dem Benehmen des berühmten Arztes, was mich zuerst stutzig macht und was dann in mir den Argwohn erweckt, daß seine Anwesenheit einen Grund hat, den er nicht aussprach, der aber in irgend einer Beziehung zu mir stand. Ich bemerke immer wieder, daß seine Augen heimlich mit einem Interesse und einer Aufmerksamkeit auf mir ruhen, die er mir ängstlich zu ver-

bergen sucht. Immer wieder nehme ich wahr, wie er die Unterhaltung von allgemeinen Gegenständen abzulenken sucht und mich veranlassen will, von mir selbst zu sprechen, und Sir James, obgleich er ihm ganz fremd ist, versteht und ermuthigt ihn. Man befragt mich unter den verschiedensten Vorwänden über meine vergangenen Leiden und über meine Zukunftspläne. Unter anderen Gegenständen, die für mich von persönlichem Interesse waren, wurde das Gespräch auch auf übernatürliche Erscheinungen gelenkt. Man befragt mich, ob ich an geheime, geistige Beziehungen und an Geistererscheinungen von gestorbenen oder entfernten Personen glaube. Ich werde in geschickter Weise dazu veranlaßt, daß ich durchblicken lasse, wie meine Ansichten über diese schwierige und vielfach angefochtene Frage, einigermaßen durch eigene Erfahrungen beeinflußt sind. Aber Winke genügen nicht, um des Arztes harmlose Neugierde zu befriedigen, er versucht mich zu veranlassen, daß ich ganz genau erzähle, was ich in Bezug darauf gesehen und empfunden habe. Jetzt aber bin ich auf meiner Hut, ich mache Ausreden und vermeide standhaft, meinen Freund in mein Vertrauen zu ziehen. Mir wird klarer und klarer, daß man mit mir ein Experiment machen will, bei dem Sir James und der Arzt gleich betheiligt sind. Indem ich mir nun äußerlich den Anschein gebe, als wäre

ich in Bezug auf das, was um mich her vorgeht, frei von jedem Argwohn, beschließe ich innerlich den wahren Grund für den Besuch des Arztes, an diesem Abende, zu ermitteln und zu erforschen, was Sir James veranlaßte, ihn in meinem Namen einzuladen.

Gleich nachdem das Dessert aufgetragen ist, fördert eine günstige Gelegenheit meine Wünsche.

Der Kellner überbringt mir einen Brief und meldet mir, daß der Ueberbringer auf Antwort wartet. Ich öffne das Couvert und finde einliegend einige Zeilen von meinen Rechtsbeiständen, die mich von der Vollziehung irgend eines Geschäftsabschlusses benachrichtigen. Sofort ergreife ich die gebotene Gelegenheit. Statt dem Boten einen mündlichen Bescheid zu überschicken, entschuldige ich mich und benutze den Brief als Vorwand, um das Zimmer zu verlassen.

Nachdem ich den Boten, der unten wartet, abgefertigt habe, gehe ich in den Corridor, an dem meine Zimmer liegen, und öffne leise die Thür meines Schlafzimmers. Eine zweite Thür, die in das Wohnzimmer führt, hat in ihrem oberen Theil ein Luftloch. Unter diese Stelle brauche ich mich nur zu begeben, damit jedes Wort, das zwischen Sir James und dem Arzte gewechselt wird, mein Ohr erreicht.

„So geben Sie mir also Recht?“ waren die ersten Worte, die ich Sir James sagen hörte.

„Vollkommen,“ antwortete der Doktor.

„Ich habe mein Möglichstes gethan, um ihn von dieser einförmigen Lebensweise abzubringen,“ fährt Sir James fort. „Ich habe ihn zu mir nach Schottland eingeladen, habe ihm vorgeschlagen, mit mir den Continent zu bereisen, habe ihn gebeten, mich auf meiner nächsten Reise in der Yacht zu begleiten. Für alles Das hat er nur eine Antwort — er sagt zu allen meinen Vorschlägen „Nein.“ Nun haben Sie von seinen eigenen Lippen gehört, daß er gar keine Zukunftspläne hat. Was soll da aus ihm werden? Was sollen wir mit ihm anfangen?“

„Das ist schwer zu sagen,“ höre ich den Arzt erwidern. „Ehrlich gesagt finde ich das Nervensystem des Mannes ernstlich erschüttert. Als er mich zum ersten Male besuchte, um sich über den Zustand seiner Mutter bei mir Rath zu holen, bemerkte ich schon etwas Seltsames in seinem Wesen. Die Trauer über den Tod seiner Mutter hat also nicht allein das Unheil angerichtet. Nach meiner Ansicht ist sein Gemüthszustand schon seit längerer Zeit — wie soll ich mich ausdrücken? — in Unordnung gewesen. Er ist ein sehr verschlossener Mensch und ich fürchte, daß ihn Sorgen bedrückt haben, die

er zu niemand ausgesprochen hat. In seinem Alter sind die unaussprechbaren Lebenssorgen meist durch Frauen veranlaßt. Seinem Charakter nach faßt er die Liebe von der romantischen Seite auf und da mag irgend eine der praktischen Frauen unserer Tage ihn bitter enttäuscht haben. Was nun auch die Veranlassung sein mag, der Erfolg ist leider klar genug — daß seine Nerven zu Grunde gerichtet sind und natürlich leidet sein Gehirn mit, wenn seine Nerven leiden. Ich habe Menschen in demselben Zustande gekannt, die ein sehr trauriges Ende genommen haben. Wenn er seine Lebensweise nicht ändert, kann eine Geistesstörung daraus entstehen. Hörten Sie seine Aeußerung, als wir über Geister sprachen?"

„Reiner Unsinn!" bemerkt Sir James.

„Reiner Sinnes-Wahn würde der richtigere Ausdruck sein," erwidert der Doktor, „und daraus können in jedem Augenblick weitere Störungen entstehn."

„Aber was ist zu thun," beharrt Sir James; „ich muß Ihnen aufrichtig gestehn, Doktor, daß ich ein väterliches Interesse an dem armen Jungen nehme. Seine Mutter war eine meiner ältesten und liebsten Freundinnen und er hat viele ihrer gewinnenden, liebenswürdigen Eigenschaften geerbt. Hoffentlich halten Sie den Fall doch nicht für so schlimm, daß er in Gewahrsam genommen werden muß?"

„Für jetzt sicher noch nicht," antwortet der Doktor. Augenblicklich ist noch keinerlei Veranlassung, ihn in Gewahrsam zu bringen. Es ist in der That ein schwieriger, bedenklicher Fall. Lassen Sie ihn von einem zuverlässigen Menschen im Stillen beaufsichtigen und hindern Sie ihn in nichts, so lange es Ihnen irgend möglich ist. Die geringste Kleinig- könnte seinen Verdacht erregen und, wenn wir den erweckten, würden wir damit jede Macht über ihn verlieren."

„Sie meinen doch nicht etwa, Doktor, daß er uns jetzt schon beargwöhnt?"

„Das hoffe ich nicht. Ich sah, wie er mich ein oder zwei Mal verwundert anblickte, und jetzt ist es schon recht lange her, seit er das Zimmer verlassen hat."

Damit hatte ich nun genug gehört. Ich kehre durch den Corridor in mein Wohnzimmer zurück und nehme meinen Platz am Tische wieder ein.

Zum ersten Male in meinem Leben werde ich durch den Unwillen, der sich unter diesen Umständen natürlich in mir regt, zum guten Schauspieler. Ich erfinde die nöthige Entschuldigung für meine lange Abwesenheit und betheilige mich wieder an der Unterhaltung, bei der ich aber jedes Wort, ehe ich es ausspreche, wohl erwäge, ohne in meinem Benehmen die geringste Rückhaltung merken zu lassen. Der Doktor ver-

ließ uns sehr früh am Abend, um einer wissenschaftlichen Versammlung beizuwohnen. Sir James bleibt noch eine halbe Stunde länger in meiner Gesellschaft. Wohl um meinen Gemüthszustand noch einer weiteren Prüfung zu unterwerfen, wiederholt er mir seine Einladung nach Schottland. Ich thue, als ob ich mich durch seine beharrliche Aufforderung, sein Gast zu sein, sehr geschmeichelt fühle, und verspreche die Gründe für meine ablehnende Antwort noch einmal zu prüfen und ihm meinen Entschluß am nächsten Morgen beim Frühstück mitzutheilen. Sir James ist entzückt, wir schütteln uns herzlich die Hände und wünschen uns gegenseitig eine gute Nacht. Endlich nun bin ich allein.

Ohne einen Augenblick zu zögern, ist mein Entschluß über das, was ich zunächst zu thun habe, gefaßt. Ich nehme mir vor, am nächsten Morgen, ehe Sir James sich erhoben hat, das Hotel im Stillen zu verlassen.

Auch die Frage über meinen nächsten Bestimmungsort, die sich natürlich demnächst erhebt, ist bald beantwortet. Ich hatte mit meiner Mutter in ihren letzten Lebenstagen oft von den glücklichen Tagen gesprochen, die wir an den Ufern des Grünwassersee's verlebten. Seit ihrem Tode nun hat die Sehnsucht, die alte Gegend noch einmal wiederzusehen, noch einmal wieder eine Zeitlang in den alten Umgebungen zu

leben, die durch diese Gespräche genährt wurde, sich immer gesteigert. Zum Glück habe ich weder zu Sir James noch zu irgend jemand Anderem dieses Verlangen ausgesprochen, wenn ich also in dem Hotel vermißt werde, ist es unmöglich, daß man eine Vermuthung darüber hegt, wohin ich meine Schritte lenkte. Ich beschließe also am nächsten Morgen nach der alten Heimat in Suffolk abzureisen. Während ich die Umgebungen meiner Jugendzeit durchwandre, kann ich mit mir zu Rathe gehen, wie ich die Last des Lebens, die vor mir liegt, am leichtesten zu tragen versuche.

Nach den Erfahrungen dieses Abends traue ich niemand mehr. Vielleicht wird morgen mein eigener Diener, so genau ich ihn auch von der entgegengesetzten Seite kenne, als Spion angestellt, der meine Handlungen überwachen soll. Wenn er heute Abend erscheint, um meine Befehle für die Nacht einzuholen, so sage ich ihm nur, daß er mich morgen früh um sechs Uhr wecken solle und daß ich seiner nicht weiter bedürfe. Dann schreibe ich zwei Briefe. Ich werde sie auf dem Tische zurücklassen, dort mögen sie nach meiner Abreise für sich selber reden.

Durch den ersten Brief benachrichtige ich Sir James ganz ruhig, daß ich den wahren Grund entdeckt habe, weßhalb er den Doktor zum Diner eingeladen. Indem ich ihm

für die Theilnahme danke, die er an meiner Wohlfahrt nimmt, verweigere ich es entschieden, noch ferner hinsichts meines Gemüthszustandes zum Gegenstande ärztlicher Beobachtungen gemacht zu werden. Ich werde ihm versprechen, ihm seiner Zeit meine Zukunftspläne mitzutheilen, bis dahin soll er ohne Sorgen über meine Sicherheit sein. Es ist eine meiner krankhaften Einbildungen, daß ich mich völlig im Stande glaube, für mich selber zu sorgen. Mein zweiter Brief ist an den Wirth des Hotels gerichtet und enthält einfach meine Bestimmungen über mein Gepäck und den Betrag meiner Rechnung.

Dann betrete ich mein Schlafzimmer und verpacke in meiner Reisetasche die wenigen Sachen, die ich mitnehmen kann. In meinem Toilettenkasten habe ich mein Geld aufbewahrt, und als ich ihn öffne, finde ich meinen lieben Talisman — die grüne Flagge. Wäre es möglich, daß ich zu der Grünwasserfläche zurückkehrte und des Vogtes Häuschen wiedersähe, ohne das einzige Andenken bei mir zu haben, das ich von der kleinen Mary besitze? Habe ich nicht außerdem Miß Dunroß versprochen, daß mich Mary's Gabe überall hin begleiten soll, und ist mein Versprechen, jetzt, wo sie todt ist, nicht doppelt heilig? Ich setze mich nieder und betrachte müßig eine Zeit lang das Sinnbild auf der Flagge — die

auf grünem Grunde gestickte weiße Taube mit dem goldenen Olivenzweig im Schnabel. Meine Erinnerung kehrt zu der unschuldigen Liebesgeschichte meiner Kinderjahre zurück und führt mir den furchtbaren Contrast zwischen jener Zeit und dem Leben, das ich jetzt führe, vor Augen. Ich wickle die Flagge zusammen und lege sie sorgfältig in meine Reisetasche. Damit ist nun Alles gethan und ich kann bis zu Tagesanbruch der Ruhe pflegen.

Doch nein! Ich bemerke bald, nachdem ich mich niedergelegt habe, daß ich in dieser Nacht keine Ruhe finden kann.

Meine Gedanken kehren, nun ich keine Beschäftigung mehr habe, die sie in Anspruch nimmt, und nun das erste Triumphgefühl über die Niederlage, die ich den Freunden bereite, die ein Complot gegen mich schmiedeten, verrauscht ist, zu der Unterredung zurück, die ich belauschte, und zeigen sie mir plötzlich in einem ganz neuen Lichte. Zum ersten Male tritt die furchtbare Frage an mich heran, ob ich denn sicher sein kann, daß der Arzt nicht Recht hat, der seine Meinung doch so ganz entschieden aussprach?

Dieser berühmte Mann hat sich nur durch seine Geschicklichkeit zu einem der ersten Aerzte emporgearbeitet. Er ist nicht einer von den Aerzten, die nur durch einnehmende Manieren und geschickte Benutzung gegebener Gelegenheiten

Erfolge erzielen. Selbst seine Feinde räumen ihm ein, daß er bei Feststellung seiner Diagnose unerreicht in der Kunst dasteht, die wahren Symptome von den unwichtigeren zu unterscheiden, und unbeirrt die Wirkungen auf ihre tief verborgenen Ursachen zurückzuführen weiß. Soll sich solch ein Mann grade über mich täuschen? Ist es nicht vielmehr wahrscheinlicher, daß ich mich über mich selbst täusche?

Blicke ich zurück in die verflossenen Jahre und gedenke der wunderbaren Ereignisse, die ich zeitweise zu erleben glaubte, wie kann ich sicher sein, daß sie nicht statt der Wirklichkeiten, für die ich sie hielt, nur ein eingebildetes Erzeugniß meines kranken Gehirns waren und von jedem Anderen dafür gehalten wurden? Was sind die Träume von Frau van Brandt, was ihre Geistererscheinungen, die ich mir einbilde gesehn zu haben? Sind sie nicht heimlich mit den Jahren herangewachsene Täuschungen? Täuschungen, die mich ganz allmälig dem endlosen Wahnsinn näher und näher bringen? Ist es nicht etwa krankhafter Argwohn, der mich gegen die treuen Freunde, die meine Vernunft retten wollen, so bitter macht? Ist es nicht krankhaftes Entsetzen, das mich treibt aus dem Hotel zu entfliehen, wie ein Verbrecher aus seinem Kerker flieht?

Diese Fragen quälen mich in der Stille der Nacht,

während ich einsam wache. Mein Bett wird mir zur unerträglichen Folterbank. Ich stehe auf und kleide mich an und erwarte, indem ich aus dem geöffneten Fenster auf die Straße sehe, den Anbruch des Tages.

Die Sommernacht ist kurz. Wie eine Erlösung begrüße ich das graue Dämmerlicht, die Gluth des herrliches Sonnenaufgangs erhellt und erheitert meine Seele wiederum. Warum soll ich in dem Zimmer verweilen, das noch von den düsteren Zweifeln der Nacht erfüllt ist? Ich nehme meine Reisetasche zur Hand, lege meine Briefe im Wohnzimmer auf den Tisch und gehe die Treppe hinab nach der Hausthür. Der Portier, der den Nachtdienst hat, schläft in seinem Stuhl. Er erwacht, als ich an ihm vorübergehe, und sieht mich, Gott steh mir bei! auch an, als ob er mich für wahnsinnig hielte.

„Wollen Sie uns schon verlassen, mein Herr?“ sagt er, indem er die Reisetasche in meiner Hand erblickt.

Ob toll oder vernünftig, meine Antwort habe ich bereit. Ich sage, daß ich eine Landpartie für den Tag vorhabe und daß ich früh aufbrechen müsse, um den Tag recht auszunutzen.

Der Mann starrt mich noch immer an. Er fragt, ob er jemand rufen soll, der mir meine Tasche trägt. Ich wünsche nicht, daß jemand um meinetwillen gestört werde. Er fragt, ob ich irgend etwas an meinen Freund zu bestellen habe.

Ich theile ihm mit, daß ich auf meinem Zimmer einige Zeilen für Sir James und den Wirth zurückgelassen habe. Darauf hin zieht er endlich die Riegel zurück und öffnet die Thür und blickt mir schließlich noch nach, als ob er mich für wahnsinnig hält.

Hätte er Recht oder Unrecht? Wer kann für sich selber einstehn? Wie kann ich das entscheiden?

Sechszehntes Capitel.

Ein letzter Blick auf die Grünwasserfläche.

Der Weg durch die hellen, leeren Straßen und das Einathmen der frischen Morgenluft ermuthigten mich.

Indem ich in der Richtung nach Osten die große Stadt durchschritt, ging ich in das erste Reisebüreau, das ich antraf, um mir einen Platz in dem Postwagen nach Ipswich zu sichern. Von dort reiste ich mit Postpferden nach dem der Grünwasserfläche zunächst gelegenen Marktflecken. Am kühlen Abende durchwanderte ich einige Meilen weit die wohlbekannten Nebenwege, die mich zu unserem alten Hause führten. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten die wohlbekannte Fensterreihe an der Front des Hauses und ich sah, daß alle Laden geschlossen waren. Ringsumher war kein lebendes Wesen zu sehen. Als ich an der großen Thürklingel schellte, bellte nicht einmal ein Hund. Die Besitzung war verlassen, das Haus verschlossen.

Nach langem Warten vernahm ich auf dem Flur schwere Fußtritte. Ein alter Mann öffnete die Thür. Ich erkannte ihn, trotzdem er sich verändert hatte, als einen unserer Pächter

aus früherer Zeit. Zu seinem Erstaunen redete ich ihn bei seinem Namen an. Er, seinerseits, strengte sich ernstlich, aber vergebens an, mich wieder zu erkennen. Ohne Zweifel war ich es von uns beiden, mit dem die schmerzlichste Veränderung vorgegangen war — es blieb mir nichts übrig, als mich selbst vorzustellen. Das welke Gesicht des armen Burschen erhellte sich langsam und schüchtern, als wäre er halb unfähig, halb besorgt, sich den ungewohnten Luxus eines Lächelns zu gestatten. Er begrüßte mich in seiner Verwirrung mit einem: „Willkommen daheim," als ob das Haus mir noch gehörte!

Der gute alte Mann führte mich in die kleine Hinterstube, die er bewohnte, und gab mir Alles, was er zu bieten hatte — ein Abendessen von Speck und Eiern und dazu ein Glas selbst gebrauten Bieres. Augenscheinlich war es ihm schwer, zu begreifen, daß der einzige Zweck meines Besuches, wie ich ihm versicherte, nur darin bestand, daß ich noch einmal die traulichen Umgebungen meiner alten Heimath wiedersehen wollte. Er stellte mir aber bereitwilligst seine Dienste zur Verfügung und versprach, wenn ich es wünschte, sein Bestes zu thun, um mir für die Nacht ein Bett aufzuschlagen.

Seit länger als einem Jahre war das Haus geschlossen und die Dienerschaft entlassen. Der reiche Kaufmann, der sich zur Zeit unserer häuslichen Sorgen hierher zurückgezogen

hatte und uns das Haus abmiethete, hatte noch im späteren Leben eine Leidenschaft für Rennpferde gefaßt und sich dadurch zu Grunde gerichtet. Er war mit seiner Frau in das Ausland gegangen und lebte dort von dem kleinen Einkommen, das aus den Trümmern seines Vermögens gerettet war; das Haus und die Ländereien hatte er in einem so verwahrlosten Zustande zurückgelassen, daß sich bisher noch kein neuer Pächter dafür gefunden hatte. Mein alter Freund Benun, der nicht mehr arbeitsfähig war, beaufsichtigte die Besitzung. Dermody's Häuschen war ebenfalls leer und so konnte ich es nach Wohlgefallen ganz und gar durchwandern. Der Hausschlüssel war mit anderen Schlüsseln an einem Bunde befestigt und der alte Mann stand, mit seinem alten Hut auf dem Kopfe, bereit mich zu begleiten, wohin ich immer gehen wollte. Ich lehnte seine Begleitung sowohl, als seine Absicht, mir in dem einsamen Hause ein Bett zu bereiten, ab, weil ich ihn nicht bemühen wolle. Die Nacht war schön, der Mond ging eben auf. Ich hatte zu Abend gegessen und mich ausgeruht. Wenn ich die Orte aufgesucht hatte, die ich wiederzusehen wünschte, so konnte ich sehr wohl nach dem Marktflecken zurückgehen und dort in meinem Gasthause übernachten.

Ich begab mich, mit dem Schlüssel in der Hand, allein durch die Felder auf den Weg nach Dermody's Hause.

Wiederum verfolgte ich nun den Waldweg, auf dem ich einst so glücklich mit meiner kleinen Mary dahinwanderte. Bei jedem Schritt erblickte ich irgend etwas, was mich an sie erinnerte. Hier stand die ländliche Bank, auf der wir im Schatten des alten Cederbaumes saßen und uns Treue bis an unser Lebensende schworen. Dort plätscherte der kleine, klare Bach, aus dem wir an schwülen Sommertagen, wenn wir müde und durstig waren, zu trinken pflegten, fröhlich wie sonst in den See herab. Mir war es immer, wie ich seinem kameradschaftlichen Gemurmel lauschte, als müßte sie in ihrem einfachen, weißen Kleide und Strohhut hier erscheinen, wie sonst, wo sie die Musik des Baches mit ihrem Gesang begleitete und ihren Strauß von Feldblumen erfrischte, indem sie ihn in das kühle Wasser tauchte. Einige Schritte weiter vorwärts erreichte ich eine Lichtung im Walde und stand auf einem kleinen Vorgebirge, das die lieblichste Aussicht über den Grünwassersee bot. Von dem Ufer aus war ein hölzernes Gerüst angebracht, das für gute Schwimmer, die einen Sprung in das tiefe Wasser nicht fürchteten, Gelegenheit zum Baden bot. Dahin stellte ich mich und schaute rings umher. Die Bäume, die das Ufer von beiden Seiten

einfaßten, rauschten ihren süßen Waldgesang durch die nächtliche Stille, das Licht des Mondes zitterte leise auf den plätschernden Wellen. Weiter zur Rechten erblickte ich gerade das alte hölzerne Dach, unter dessem Schutze in jenen Tagen, wo Mary mit mir in den See hinaus=fuhr und mir die grüne Flagge stickte, mein Boot lag. Zu meiner Linken lag der hölzerne Zaun, der den Windungen der sich schlängelnden kleinen Bucht folgte, und dahinter erhoben sich die braunen Bogen des Entenfanges, der, weil er nicht benutzt wurde, im Begriff stand, zu verfallen. Von dem strahlenden Mondlicht begünstigt, konnte ich die Stelle sehen, wo Mary und ich gestanden hatten, um das Einfangen der Enten zu beobachten. Jetzt schritt durch das Loch im Zaun, durch das der zum Entenfang dressirte Hund sich auf Dermody's Signal gezeigt hatte, wie ein düsterer Schatten auf dem erleuchteten Boden, eine Wasserratte und verschwand im See. Wohin ich meine Blicke auch wenden mochte, von überall her blickte die Vergangenheit mich wie höhnend an und ihre Stimmen trafen vorwurfsbeladen an mein Ohr: Sieh, wie Dein Leben einst war! Ist jetzt Dein Leben des Lebens noch werth?

Ich hob einen Stein auf und warf ihn in das Wasser. Dann beobachtete ich, wie das Wasser sich um die Stelle

ringelte, an der er versank. Ich überdachte mir, ob wohl je ein geübter Schwimmer, wie ich es war, versucht hatte, sich durch Ertrinken den Tod zu geben und an seinem Entschluß, zu sterben, so fest gehalten hätte, daß er der Versuchung, sich durch seine eigene Geschicklichkeit vor dem Versinken zu bewahren, widerstanden. Ich fühlte mich sehr erregt, ob durch den Anblick des Sees oder durch irgend etwas, was mit den Gedanken in Verbindung stand, die er in mir erweckt hatte, weiß ich nicht. Ich kehrte aber plötzlich der schönen Aussicht den Rücken und schlug den Waldweg ein, der zu dem Hause des Vogtes führte.

Als ich die Thür aufgeschlossen hatte, tastete ich mich bis zu dem wohlbekannten Wohnzimmer vorwärts und öffnete die Fensterladen, um das Mondlicht hineinscheinen zu lassen.

Mit schwerem Herzen blickte ich um mich her. In jedem Theil des Zimmers machte die veraltete Einrichtung, die an einer oder zwei Stellen erneuert war, ihr stummes Anrecht an meine alte Bekanntschaft geltend. Das sanfte Mondlicht strömte quer durch das Zimmer in die Ecke, in der Mary und ich zusammenzusitzen pflegten, während Dame Dermody am Fenster in ihren mystischen Büchern las. In der entgegengesetzten Ecke entdeckte ich, von der Dunkelheit verhüllt, den hochlehnigen Armstuhl von geschnitztem Eichenholz, in

welchem die Sybille des Hauses an jenem denkwürdigen Tage saß, als sie uns von unserer bevorstehenden Trennung sprach und zum letzten Male ihren Segen gab. Als ich dann eine Umschau an den Wänden des Zimmers hielt, entdeckten meine Blicke, wohin ich sie auch richtete, alte Freunde: da die buntfarbigen Bilder, dort die eingerahmten Stickereien, die wir für wundervolle Kunstleistungen hielten, und den alten runden Spiegel, zu dem ich Mary oftmals emporheben mußte, wenn sie „ihr Gesicht im Spiegel zu sehen" wünschte. Ueberall, wohin das Mondlicht drang, zeigte es mir wohlbekannte Gegenstände, die mich an die glücklichsten Tage meines Lebens erinnerten. Wiederum blickte die Vergangenheit mich höhnisch an. Wiederum hörte ich die Stimme aus alter Zeit mich voller Vorwurf fragen: Sieh, wie einst Dein Leben war! Ist es jetzt noch des Lebens werth?

Ich setzte mich am Fenster, von wo aus ich hin und wieder das Wasser des Sees durch die Bäume schimmern sah, nieder und dachte bei mir selbst: „So weit habe ich meine Lebensreise zurückgelegt. Warum soll ich sie nicht hier beschließen?"

Wenn morgen mein Selbstmord bekannt wird, wer würde um mich trauern? Von allen lebenden Menschen war ich es vielleicht, der die geringste Zahl von Freunden

besaß; ich hatte die wenigsten Pflichten gegen Andere, hatte keinen Grund zu zögern, wenn ich eine Welt verlassen wollte, die mir für meinen Ehrgeiz kein geeignetes Feld, für meine Liebe keinen Gegenstand bot.

Und warum brauchte es überhaupt bekannt zu werden, daß ich selbst den Tod gesucht hatte? Ich konnte es sehr wohl so einrichten, daß man einem unglücklichen Zufall die Schuld beimaß.

War es nicht natürlich, daß ich an diesem schönen Sommerabende, ehe ich nach der langen Reise zu Bett ging, ein Bad in den kühlen Fluthen des Sees nahm? Und konnte es mir nicht, trotzdem ich ein gewandter Schwimmer war, begegnen, daß mich unglücklicherweise ein Krampf befiel? An dem einsamen Ufer der Grünwasserfläche mußte der Hülferuf eines Ertrinkenden in der Nacht ohne Erfolg bleiben, so erklärte sich also der „unglückliche“ Zufall von selbst. Es stand mir also nur die Schwierigkeit im Wege, die ich mir vohin schon vergegenwärtigt hatte. Würde ich stark genug sein, dem thierischen Instinkt der Selbsterhaltung zu widerstehen und meinem Untergehen bei dem ersten Sprunge nicht zu wehren?

Die Luft im Zimmer war dick und schwer. Ich verließ

es und ging draußen, bald im Schatten, bald im Mondschein, unter den Bäumen vor der Hausthür auf und ab.

In diesem Augenblick hatte keiner der moralischen Gründe, die gegen den Selbstmord sprechen, irgend einen Einfluß auf mich. Ich, der ich einst weder eine Entschuldigung noch auch nur ein Verständniß für die Verzweiflung finden konnte, die Frau van Brandt zu dem Versuche, sich das Leben zu nehmen, trieb, ich betrachtete jetzt mit voller Ruhe die That, die mich mit Entsetzen erfüllt hatte, als ich sie von einem anderen Wesen ausführen sah! Wir sollten aus dem einen unerklärlichen Grunde recht zögern, ehe wir die Fehltritte unserer Mitmenschen verdammen, daß wir nämlich nie sicher sein können, ob nicht ähnliche Versuchungen uns verleiten, dieselben Fehltritte auch zu begehen. Wenn ich jetzt an die Ereignisse jener Nacht zurückdenke, so erinnere ich mich nur, daß eine Erwägung meinen Fuß von dem verhängnißvollen Pfade zurückhielt, der zum See führte. Ich zweifelte immer wieder, ob es für einen so geübten Schwimmer, wie ich es war, überhaupt möglich sei, sich zu ertränken. Das allein beunruhigte mich. Uebrigens war mein Testament gemacht und es blieben nur wenige meiner Angelegenheiten ungeordnet zurück. Ich hegte auch nicht die geringste Hoffnung für eine Wiedervereinigung mit Frau van Brandt.

Sie hatte mir nie wieder geschrieben und seit unserer letzten Trennung war sie mir auch in meinen Träumen nie wieder erschienen. Sie war wohl ohne Zweifel mit ihrem Leben im Auslande ausgesöhnt. Ich verzieh ihr, daß sie mich vergessen hatte. Ich gedachte an sie und an Andere mit den versöhnlichen Gefühlen eines Menschen, dessen Geist schon dieser Welt entrückt ist und dessen Vorstellungen sich immer enger nur um den Gedanken an seinen eigenen Tod sammeln.

Das Auf- und Abgehen fing an mich zu ermüden. Die Einsamkeit des Ortes bedrückte mich. Meine Nerven wurden durch das Bewußtsein meiner eigenen Unentschlossenheit verstimmt. Endlich, nachdem ich noch einen langen Blick durch die Bäume auf den See geworfen hatte, kam ich zu einem festen Entschluß. Ich wollte versuchen, ob ein guter Schwimmer sich wirklich ertränken kann.

Siebenzehntes Capitel.

Eine nächtliche Erscheinung.

schon wieder!

Ich kehrte in das Wohnzimmer des Häuschens zurück, zog einen Stuhl an das Fenster und schlug eine leere Seite meines Notizbuches auf. Um im Falle meines Todes meinen Testamentsvollstreckern manche Mühe und Ungewißheit zu ersparen, mußte ich ihnen noch einige Weisungen geben. Indem ich meinen letztwilligen Bestimmungen die gewöhnliche Aufschrift „Notizen für meine Rückkehr nach London" als Deckmantel gab, begann ich zu schreiben.

Als ich eine Seite des Notizbuches beschrieben und die andere eben aufgeschlagen hatte, überkam mich eine gewisse Schwerfälligkeit, die mich hinderte, meine Gedanken auf den Gegenstand, den ich vor-hatte, zu richten. Sofort erinnerte ich mich eines ähnlichen Zustandes, der mich in Shetland befallen hatte, als ich mich vergebens bemühte, den Brief an meine Mutter zu verfassen, den Miß Dunroß für mich schreiben wollte. Durch den Vergleich, den ich zwischen damals und jetzt anstellte, wurden meine Gedanken jetzt, wie damals, auf meine letzten Erinnerungen an Frau van Brandt

gelenkt. Eine oder zwei Minuten später gewahrte ich wiederum die seltsame körperliche Empfindung, deren ich mir zum ersten Male in dem Garten bei Mr. Dunroß's Hause bewußt wurde. Dasselbe geheimnißvolle Beben durchzitterte mich von Kopf bis Fuß. Ich blickte zwar wieder um mich, hatte aber kein klares Bewußtsein von den Gegenständen, auf denen meine Augen ruhten. Meine Nerven zitterten an diesem milden Sommerabende, als ob elektrische Strömungen in der Luft wären, denen ein Sturm folgen würde. Ich legte mein Notizbuch und Bleistift auf den Tisch und erhob mich, um wieder hinaus unter die Bäume zu gehen. Es erwies sich aber, daß selbst die kleine Anstrengung, das Zimmer zu durchschreiten, über meine Kräfte war. Ich stand an die Stelle gewurzelt und hielt mein Gesicht der offenen Thür zugewendet, durch die das Mondlicht hereinströmte.

Es verging eine Weile, da, als ich immer noch durch die Thür hinaussah, bemerkte ich, daß sich etwas, weit unten zwischen den Bäumen, die das Ufer des Sees einfaßten, bewegte. Ich hatte zuerst den Eindruck, als ob zwei graue Schatten sich langsam durch die Baumstämme zu mir heranschlängelten. Allmälig aber gewannen die Schatten bestimmtere Umrisse, bis sie sich mir als zwei vollständig bekleidete Gestalten darstellten, von denen die eine größer war

als die andere. Als sie näher und näher herankamen, verschwand die dunkelgraue Färbung um sie her. Sie wurden von einem ihnen eigenen, inneren Lichte sanft erhellt, als sie der geöffneten Thür näher traten. Ich stand zum dritten Male in der geisterhaften Gegenwart von Frau von Brandt und neben ihr an ihrer Hand erblickte ich eine zweite nie vorhergesehene Gestalt, es war die Erscheinung ihres Kindes.

So standen die Beiden Hand in Hand vor mir, selbst durch den hellen Mondschein hindurch umstrahlt von ihrem überirdischen Lichte. Das Antlitz der Mutter blickte mich wiederum mit den traurigen, flehenden Augen, deren ich mich so wohl erinnerte, an. Das unschuldige Antlitz des Kindes aber strahlte von einem engelhaften Lächeln. In unaussprechlicher Spannung erwartete ich das erste Wort, das sie sprechen, die erste Bewegung, die sie machen würden. Zuerst erfolgte die Bewegung. Das Kind ließ die Hand der Mutter los und, sich leise aufwärts hebend, schwebte es in der Luft als eine sanftstrahlende Erscheinung, die aus dem dunklen Hintergrunde der Bäume hervorleuchtete. Die Mutter glitt in das Zimmer und blieb vor dem Tische stehen, auf den ich mein Notizbuch und Bleistift niedergelegt hatte, als ich nicht mehr zu schreiben vermochte. Wie bei den früheren Malen nahm sie auch jetzt den Bleistift und schrieb auf die

leere Seite, dann winkte sie mir wie früher, zu ihr zu kommen. Ich näherte mich ihrer ausgestreckten Hand und empfand wiederum die geheimnißvolle Wonne, als sie meine Brust berührte, wiederum hörte ich sie mit ihrer leisen, melodischen Stimme die Worte wiederholen: „Gedenke mein. Komm zu mir.“ Ihre Hand sank zu meiner Brust herab. Das bleiche Licht, das mir ihre Gestalt enthüllt hatte, zitterte, erblaßte und verschwand. Sie hatte gesprochen und war verschwunden. Ich ergriff das geöffnete Notizbuch und fand diesmal nur folgende Worte von der Geisterhand geschrieben:

„Folge dem Kinde.“

Ich sah in die einsame, nächtliche Landschaft wiederum hinaus. Dort, mild auf dem dunklen Hintergrunde der Bäume erglänzend, schwebte in der Luft noch immer die Erscheinung des Kindes im Sternenlichte.

Ohne es mir selbst klar bewußt zu sein, trat ich vor und überschritt die Thürschwelle. Zwischen den Bäumen bewegte sich vor mir her die sanft leuchtende Gestalt des Kindes. Ich folgte ihm, als befände ich mich im Zauberbann. Die Erscheinung, die immer vor mir herschwebte, führte mich durch den Wald, an meiner alten Heimath vorbei, zurück zu den einsamen Nebenwegen, auf denen ich von

dem Marktflecken nach dem Hause hergewandert war. Die lichte Gestalt des Kindes, die tief unten an dem wolkenlosen Himmel schwebte, hielt von Zeit zu Zeit still, als wir beide unseren Weg zurücklegten. Sein strahlendes Gesicht blickte lächelnd auf mich nieder, dann winkte es mit seiner kleinen Hand und schwebte wieder weiter, indem es mich geleitete, wie in alter Zeit der Stern den Weisen des Morgenlandes ihren Weg zeigte.

Ich erreichte die Stadt. Die Luftgestalt des Kindes hielt an und schwebte über dem Hause, wo ich am Abend meinen Reisewagen zurückgelassen hatte. Ich befahl, daß die Pferde zu einer weiteren Reise angespannt wurden. Der Postillon erwartete meine weiteren Bestimmungen. Ich blickte aufwärts. Des Kindes Hand deutete südwärts, den Weg nach London entlang. Ich gab dem Manne den Befehl, nach dem Orte zurückzukehren, wo ich den Wagen gemiethet hatte. Im Weiterfahren sah ich von Zeit zu Zeit aus dem Fenster. Die lichte Gestalt des Kindes schwebte vor mir her, tief unten am wolkenlosen Himmel dahingleitend. Ich wechselte von Station zu Station die Pferde und fuhr die ganze Nacht hindurch immer weiter, bis die Sonne am östlichen Himmel aufging. Ob es Nacht oder Tag war, die Gestalt des Kindes schwebte in ihrem gleichmäßigen, geheim-

nißvollen Lichte immer vor mir her. Sie geleitete mich eine Meile nach der andern vorwärts auf dem Wege nach Süden, bis wir die ländlichen Umgebungen hinter uns ließen und durch das Getöse und Gewirre der großen Stadt hindurch, im Schatten des alten Tower anlangten, wo wir vor uns den Fluß, der daran vorüberfließt, erblickten.

Der Postillon kam an die Wagenthür und fragte mich, ob ich noch ferner seiner Dienste bedürfe. Als ich die Gestalt des Kindes auf seiner luftigen Bahn stillstehen sah, hatte ich ihm zugerufen, daß er anhalten möchte. Nun sah ich wieder hinauf. Die Hand des Kindes wies nach dem Flusse. Ich bezahlte den Postillon und verließ den Wagen. Das Kind führte mich, vor mir herschwebend, zu einem Landungsplatze, der mit Reisenden und ihrem Gepäck angefüllt war. Ein Schiff lag vor der Landungsbrücke, eben zur Abfahrt gerüstet. Das Kind führte mich an Bord des Schiffes und verweilte dann über mir in der dunstigen Luft schwebend. Ich sah hinauf. Das Kind sah mit seinem strahlenden Lächeln zu mir nieder und deutete den Strom entlang, ostwärts auf die ferne See. Während meine Augen fest auf die sanft dahingleitende Gestalt geheftet waren, sah ich sie verschwinden, aufwärts, immer aufwärts zu dem höheren Lichte, wie die Lerche aufwärts und weiter aufwärts

an dem Morgenhimmel verschwindet. So war ich nun wieder mit meinen irdischen Mitmenschen allein und mir blieb kein anderer Aufschluß, um mich weiter zu führen, als die Hand des Kindes, die ostwärts auf die ferne See gedeutet hatte.

Ein Matrose wickelte in meiner Nähe auf dem Deck einen losen Ankertau auf. Ich fragte ihn, nach welchem Hafen das Schiff steuere. Der Mann sah mich mit mürrischem Erstaunen an und antwortete: „Nach Rotterdam."

an dem Morgenhimmel verschwinden. Da war ich nun wieder mit meinen trübsten Erinnerungen allein und gab nicht kein anderer Aufschluß, was mich weiter zu führen, als die Hand des Kindes, die offenbar auf die ferne See gedeutet hatte.

Ein Matrose wickelte in meiner Nähe auf dem Deck einen losen Ankertau auf. Ich fragte ihn, nach welchem Hafen das Schiff steuere. Der Mann sah mich mit unverhohlenem Erstaunen an und antwortete: „Nach Rotterdam.“

Achtzehntes Capitel.

Ueber Land und Meer.

Es kümmerte mich wenig, nach welchem Hafen das Schiff steuerte, wußte ich doch, wohin ich auch ging, daß ich auf dem sicheren Wege zu Frau van Brandt war. Sie bedurfte wiederum meiner und hatte nach mir verlangt. Wohin die Geisterhand des Kindes gewiesen hatte, dahin mußte ich meinen Weg verfolgen, ob er mich in's Ausland führte oder in die Heimath wies. Ich war überzeugt; daß ich weiter geleitet werden würde, so wie ich das Festland betrat und hielt an diesem Glauben so fest, wie an dem Bewußtsein, daß mich die Geistererscheinung des Kindes bis hierher geführt hatte.

Ich hatte zwei Nächte hindurch nicht geschlafen — nun übermannte mich die Müdigkeit. Ich stieg in die Cajüte hinab und legte mich in einen leeren Winkel nieder, um zu schlafen. Als ich wieder erwachte war es Nacht geworden, das Schiff war auf der hohen See.

Ich begab mich auf Deck um die frische Luft zu genießen, nach kurzer Zeit aber kehrte das Gefühl der Müdig-

keit wieder zurück und ich schlief wiederum mehrere Stunden lang. Ohne Zweifel würde der mir befreundete Arzt dieses nimmer wiederkehrende Bedürfniß nach Ruhe, dem erschöpften Zustande meines Gehirns zugeschrieben haben, das durch die Fantasiegebilde, die es ununterbrochen viele Stund en lang beschäftigt hatten, zu sehr erregt worden war. Kurz ich wachte nur dann und wann einige Augenblicke lang während der ganzen Reise, mag die Ursache dazu gewesen sein, welche sie wolle, die übrige Zeit lag ich wie ein ermüdetes Thier in Schlaf versunken.

Als ich bei Rotterdam die Küste betrat, bemühte ich mich gleich zuerst den Weg nach dem englischen Consulat zu erfahren. Da ich nur noch eine sehr kleine Geldsumme übrig behalten hatte, war es, nach allen meinen Erfahrungen das Gerathenste, daß ich, ehe ich etwas Anderes unternahm, die nöthigen Schritte that, um meine Börse wieder zu füllen.

Meine Reisetasche hatte ich bei mir. Als ich nach der Grünwasserfläche reiste, hatte ich sie in dem Gasthause des Marktfleckens zurückgelassen und der Diener hatte sie mir in den Wagen gelegt, als ich wieder nach London abreiste. Diese Tasche enthielt einige Briefe, die mir, um dem Consul meine Identität zu beweisen, von Nutzen sein konnten. Er gab mir die nöthigen Empfehlungen an das Haus in Rotter-

dam, das mit meinen Londoner Banquiers in Verbindung stand.

Als ich mein Geld empfangen und einige nothwendige Sachen eingekauft hatte, ging ich langsam die Straße entlang, ohne zu wissen, wohin ich mich zunächst wenden würde. Ich erwartete zuversichtlich ein Ereigniß, das meine Schritte leiten sollte. Kaum war ich hundert Schritte weiter gegangen, als ich an den Fensterladen eines Hauses, das allem Anscheine nach kaufmännischen Zwecken diente, den Namen „van Brandt" angeschrieben sah.

Die Hausthür stand offen. Eine zweite, an einer Seite des Flures belegene Thür führte in das Geschäftslokal. Ich betrat das Zimmer und fragte nach Herrn van Brandt. Man rief mir einen jungen Mann, der der englischen Sprache mächtig war, um sich mit mir zu verständigen. Er sagte mir, daß das Geschäft von drei Inhabern desselben Namens geführt werde, und fragte mich, welchen davon ich zu sprechen wünsche. Ich erinnerte mich noch des Taufnamens von van Brandt und nannte ihn; es war aber in dem Geschäft kein „Herr Ernst van Brandt" bekannt.

„Unser Haus hier ist nur von der Firma van Brandt abgezweigt," erklärte mir der junge Mann. „Das Hauptgeschäft befindet sich in Amsterdam. Wenn Sie dort nach-

fragen, wird man Ihnen sicher sagen können, wo Herr Ernst van Brandt sich aufhält."

Es kümmerte mich wenig, wohin mein Weg mich führte, wenn das Ziel nur Frau van Brandt war. Da es für diesen Tag zu spät zur Abreise war, schlief ich in einem Hotel. Die Nacht verging ruhig und ohne irgend welches Ereigniß. Am nächsten Tage reiste ich mit einer gewöhnlichen Fahrgelegenheit nach Amsterdam ab.

Als ich bei meiner Ankunft dort meine Nachfragen in dem Hauptgeschäft wiederholt, wurde ich an einen der Inhaber gewiesen. Er sprach vollkommen gut Englisch und empfing mich mit einer Art von Interesse, dessen Ursache ich mir zuerst nicht erklären konnte. „Ich kenne Herrn Ernst van Brandt sehr gut," sagte er. „Darf ich fragen, ob sie ein Freund oder Verwandter der englischen Dame sind, die er uns hier als seine Frau vorgestellt hat?"

Ich bejahte die Frage und fügte hinzu, daß ich gekommen sei, um der Dame jeden Beistand zu leisten, dessen sie bedürfen könnte.

Die nächsten Worte des Kaufmannes erklärten mir das scheinbare Interesse, was er an mir gleich beim Empfange zu nehmen schien. „Sie sind sehr willkommen," sagte er, „denn Sie befreien meine Compagnons und mich von einer

großen Sorge. Was ich damit sagen will, kann ich Ihnen nur erklären, wenn ich für einen Augenblick über die Geschäftsangelegenheiten meiner Firma zu Ihnen spreche. Wir besitzen in der alterthümlichen Stadt Enkhuizen, an den Ufern der Zuidersees eine Fischerei. In frühreren Zeit besaß Herr Ernst van Brandt einen Antheil daran, den er später verkaufte. In den letzten Jahren nahm der Gewinn aus dieser Quelle sehr ab und wir denken daran die Fischerei aufzugeben, wenn unsere wiederholten Bemühungen in dieser Richtung nicht von besserem Erfolge gekrönt werden. Inzwischen erinnerten wir uns an Herrn Ernst van Brandt, als wir eine unbesetzte Stelle in unserem Geschäftshause in Enkhuizen hatten und boten ihm an, ob er als Schreiber dort seine Beziehungen zu unserem Hause wieder aufnehmen wollte. Er ist mit einem meiner Compagnons verwandt und dennoch bin ich leider gezwungen Ihnen der Wahrheit gemäß zu gestehen, daß er ein sehr schlechter Mensch ist. Er hat unser Wohlwollen für ihn durch Unterschleife belohnt, die er mit unserem Gelde gemacht hat und ist nun geflohen — ohne daß es uns bis jetzt gelungen ist, die Richtung zu ermitteln. Die englische Dame hat er mit ihrem Kinde in Enkhuizen zurückgelassen — und bis Sie heute hier ankamen, waren wir eigentlich rathlos, was wir mit ihnen anfangen

sollten. Ich weiß nicht, mein Herr, ob Sie davon unterrichtet sind — aber die Lage der Dame ist dadurch doppelt trostlos, daß ernste Zweifel darüber obwalten, ob sie wirklich van Brandts Frau ist. Wir wissen bestimmt, daß er vor einigen Jahren mit einer andern Frau im Geheimen getraut worden ist und haben keinerlei Beweise, daß diese erste Frau todt ist. Wenn wir Ihnen in Ihren Anstrengungen Ihrer unglücklichen Landsmännin beizustehen, irgend wie nützlich sein können, so bitten wir Sie, ganz über unsere Dienste zu verfügen."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, in welcher athemloser Spannung ich diesen Worten lauschte. Nun mußte sie sicher zu mir zurückkehren, wie meine arme Mutter vorausgesagt. Die Hoffnung, die mich schon ganz verlassen, erfüllte nun wiederum mein Herz und die Zukunft, an die ich so lange zagend gedacht hatte, lag nun strahlend vom bevorstehenden Glücke vor meinen Blicken. Ich dankte dem guten Kaufmanne mit einer Innigkeit, die ihn in Erstaunen setzte. „Helfen Sie mir nur auf den Weg nach Enkhuizen," sagte ich, „alles Uebrige überlassen Sie mir dann getrost."

„Die Reise wird Ihnen größere Ausgaben verursachen," erwiderte der Kaufmann. „Verzeihen Sie, wenn ich Sie gerade herausfrage, ob sie auch mit Geld versehen sind?"

„Sehr reichlich!“

„Gut denn! Das Uebrige ist bald gethan. Ich werde Sie der Obhut eines Ihrer Landsleute übergeben, der seit vielen Jahren in unserem Comptoir angestellt ist. Als Fremder wird es für Sie am Leichtesten sein, die Reise zur See zu machen, und der Engländer wird Ihnen bei dem Miethen eines Bootes behülflich sein.“

In wenigen Minuten war ich mit dem Schreiber auf dem Wege nach dem Hafen.

Das Auffinden eines Bootes und die Beschaffung der nöthigen Leute veranlaßte Schwierigkeiten, die ich nicht vorausgesehen hatte. Als es nun endlich gelungen war, mußten wir an die Verpflegung für die Reise denken. Dank der Erfahrung meines Begleiters und der herzlichen Bereitwilligkeit, mit der er alles Nöthige ausführte, waren meine Vorbereitungen doch noch vor Einbruch der Nacht beendet. Am nächsten Morgen konnte ich nach meinem Bestimmungsorte absegeln.

Das Boot hatte für die Fahrt auf dem Zuidersee die doppelte Annehmlichkeit, groß zu sein und verhältnißmäßig wenig Wasser zu ziehen. Die Cajüte des Capitains war am hinteren Ende des Schiffes und die zwei oder drei Leute, die die Bemannung bildeten, waren im Bug untergebracht.

Nachdem der Raum an einer Seite für den Capitain, an der anderen für die Leute abgetheilt war, blieb die ganze Mitte des Bootes für mich und wurde mir als Cajüte überwiesen. So hatte ich keinen Grund mich über Mangel an Raum zu beklagen, da das Schiff zwischen fünfzig und sechzig Tonnen maß. Ich hatte ein bequemes Bett, einen Tisch und einige Stühle. Die Küche lag in angenehmer Entfernung von mir auf dem vorderen Ende des Bootes. Ich begab mich, auf meinen eigenen Wunsch, ohne Diener oder Dollmetscher auf die Reise, denn ich zog es vor allein zu sein. Der holländische Capitain war früher einmal in seinem Leben in Frankreich in der kaufmännischen Marine angestellt gewesen und daher konnten wir uns, wenn es einmal nöthig oder wünschenswerth war, durch Vermittelung der französischen Sprache verständigen.

Wir ließen die Thürme von Amsterdam hinter uns und segelten über das stille Wasser des Yflusses dem Zuidersee zu. —

Die Geschichte dieses wunderbaren Sees ist schon an sich selbst ein Roman. Zur Zeit als Rom die Beherrscherin der Welt war, existirte er noch nicht. Wo jetzt die Wellen rauschen, umgrenzten damals weite Waldstrecken einen großen Binnensee, der nur durch einen Fluß seinen Ausgang in die

See fand. Durch andauernde Stürme angeschwollen, überflutet der See seine Ufer und seine wüthenden Wellen rasteten nicht, bis sie alle Hindernisse anf ihrem Wege zerstörend, die äußerste Grenze des Landes erreicht hatten. Die große Nordsee stürzte durch die verderbliche Oeffnung hinein und seit jener Zeit besteht der Zuidersee so, wie wir ihn jetzt kennen. Jahre vergingen, Generationen folgten auf einander und an den Ufern des neuen Oceans entstanden große, bevölkerte Städte, die reich an Handel und berühmt in der Geschichte wurden. Jahrhunderte hindurch währte ihr Wohlstand, bis das nächste Ereigniß in der Reihe mächtiger Verwandlungen heranreifte und zum Ausbruch kam. Die Bewohner der Städte am Zuidersee versanken, abgesondert von der übrigen Welt, eitel auf sich selbst und ihr Wohlergehen, unbekümmert um den Fortschritt die benachbarten Nationen, in jene verhängnißvolle Trägheit, die abgesonderten Völkern eigen ist. Die Wenigen aus der Bevölkerung die noch die Reliquien der alten Energie bewahrt hatten, wanderten aus, während die zurückbleibende Menge geduldig dem abnehmenden Verkehr und dem Verfall ihrer Institutionen zusah. Als das neunzehnte Jahrhundert herangekommen war, zählte man die Bevölkerung die sich einst auf Tausende belief, nach Hunderten. Der Handel hörte auf, ganze Straßen

waren verlassen. Häfen die sonst von Schiffen wimmelten, waren durch die Anhäufung des Sandes, der man in keiner Weise steuerte, ganz zerstört. Jetzt nun in unserer Zeit ist gegen den Verfall dieser einst blühenden Städte keine Abhülfe mehr möglich und man zieht nun für die nächste große Verwandlung den Plan in Betracht, die nutzlose Wasserfläche auszutrockenen, um den kommenden Generationen das wiedergewonnene Land zur fruchtbaren Bearbeitung zu übergeben. Das ist in kurzem die Geschichte des Zuidersees.

Als wir weiter vorwärts kamen und den Fluß verließen, bemerkte ich die schwarzgelbe Farbe des Sees, die die Sandbänke, durch die unerfahrenen Seeleuten leicht Gefahren erwachsen können, dem flachen Wasser geben. Wir rasteten für die Nacht an der Fischerinsel Marken, die mir, beleuchtet von dem letzten Schimmer des Zwielichts, als ein armseliger verlassener, ernst aussehender Ort erschien. Hier und da erhoben sich die giebligen Hütten, die an die Hügel gelehnt waren, schwarz gegen den dunkelgrauen Himmel. Hin und wieder erschien eine menschliche Gestalt am Ufer und stand in stiller Betrachtung des fremden Bootes versunken. Das war Alles, was ich von der Insel Marken sah.

In manchen Augenblicken wurde mir die Wirklichkeit

meiner eigenen Tage zweifelhaft, als ich in der stillen Nacht auf einem fremden Meere wach lag.

War das Alles ein Traum? Meine Selbstmordgedanken, mein Vision von Mutter und Tochter, meine Rückreise nach der Hauptstadt, die von der Erscheinung des Kindes geleitet wurde, meine Reise nach Holland, mein nächtliches Ankern auf dem unbekannten See — waren das Alles nur, so zu sagen, Bruchstücke derselben krankhaften, inneren Verwirrung, alles Täuschungen, aus denen ich jeden Augenblick erwachen konnte, um mich dann wieder im Vollbesitz meiner Sinne in dem Hotel in London zu befinden? Da mich meine Zweifel immer mehr verwirrten und weiter und weiter von einem entschiedenen Schlusse ablenkten, verließ ich mein Bett und begab mich auf Deck, um die Umgebung zu wechseln. Es war eine stille, bewölkte Nacht. Die Insel war nichts weiter als ein dunklerer Schatten in der dunklen Oede um mich her. Der einzige Laut, der mein Ohr erreichte, war das schwere Athmen des Capitains und seiner Leute, die zu beiden Seiten von mir schliefen. Ich lauschte und blickte rings um mich her in der Dunkelheit, die mich umgab. Es zeigte sich aber keine neue Erscheinung. Als ich wieder zur Cajüte zurückkehrte und endlich einschlummerte, träumte ich nicht. Es schien, als hätte ich in England Alles zurückgelassen, was

sich in den letzten Ereignissen meines Lebens Geheimnißvolles und Wunderbares zugetragen hatte. Als ich Holland erreicht hatte, war ja meine Handlungsweise nur durch ganz natürliche Umstände und durch ganz alltägliche Entdeckungen, die jedermann in meiner Lage gemacht haben würde, beeinflußt worden. Was bedeutete das? Hatte meine Gabe als Geisterseher mich in dem neuen Lande unter fremden Menschen verlassen? Oder hatte mein Schicksal mich an den Ort geführt, wo die Sorgen meiner irdischer Pilgerfahrt ihr Ende erreichen sollten? Wer konnte das sagen?

Am nächsten Morgen in aller Frühe segelten wir weiter.

Unsere Richtung war beinahe nordwärts. Zu einer Seite lag mir der dunkelgelbe See, dessen Farbe sich unter gewissen Witterungseinflüssen in ein trübes Perlgrau verwandelte. Zur andern Seite war die flache sich hinschlängelnde Küste, auf der gelber Sand mit grünen Wiesenstrecken wechselte, dann und wann von Städten und Dörfern unterbrochen, deren rothe, ziegelgedeckte Dächer und spitze Kirchthürme heiter zum klaren, blauen Himmel hinaufragten. Der Capitain schlug mir einen Besuch in den berühmten Städten Edam und Hoorn vor, aber ich lehnte es ab, an's Land zu gehen. Mein einziger Wunsch war, die alterthümliche Stadt zu erreichen, in der Frau van Brandt verlassen lebte. Als wir die Richtung

wechselten, um auf das Vorgebirge los zu steuern, auf dem Enkhuizen liegt, ließ der Wind nach — drehte sich dann nach einer anderen Richtung und wurde so stark, daß er die Schwierigkeiten der Fahrt sehr vergrößerte. So lange als irgend möglich, bestand ich darauf, daß wir unsern Weg fortsetzten. Nach Sonnenuntergang ließ die Gewalt des Windes nach. Die Nacht war wolkenlos, und das gestirnte Firmament lieh uns sein bleiches, melancholisches Licht. Nach Verlauf einer Stunde drehte sich der launische Wind wieder zu unserm Gunsten. Gegen zehn Uhr liefen wir in den öden Hafen von Enkhuizen ein.

Der Capitain und seine Leute aßen ihr einfaches Abendbrodt und gingen zu Bett, da sie von ihren Anstrengungen ermüdet waren. Nach einigen Augenblicken war ich der Einzige, der auf dem Boote wachte.

Ich stieg auf's Deck und blickte um mich her.

Unser Boot hatte an einem verlassenen Quay geankert. Außer einigeu kleinen Schiffen, die ich nah bei dem unseren erblickte, bot der Hafen dieses einst wohlhabenden Ortes nur den Anblick einer weiten, einsamen Wasserfläche, die hier und da von öden Sandbänken unterbrochen war. Landwärts sah ich nur die einsamen Gebäude der Todtenstadt — die düster schwarz und grimmig in dem geheimnißvollen Sternenscheine

dastanden. Nirgends war ein menschliches Wesen oder auch nur ein verirrtes Thier zu erblicken. Der Ort sah jetzt so leer und leblos aus, als wäre er durch eine Seuche verwüstet worden und vor wenig mehr als hundert Jahren erreichte die Zahl seiner Bewohner sechzig Tausend. Seine Einwohnerzahl war auf den zehnten Theil zusammen geschrumpft, als ich Enkhuizen jetzt vor mir liegen sah.

Ich überlegte mir, was ich nun zunächst thun sollte. Jedenfalls hatte ich ich geringe Aussicht, Frau van Brandt aufzufinden, wenn ich zur Nachtzeit allein und ohne Führer in die Stadt zu gehen versuchte. Und würde es mir anderseits doch möglich sein, nun ich den Ort erreicht hatte, an dem sie mit ihrem Kinde freundlos und verlassen lebte, geduldig die lange Zwischenzeit abzuwarten, die vergehen mußte, ehe es Morgen wurde und die Stadt erwachte. Ich kannte meine eigene selbstquälerische Natur zu gut, um das Letztere zu wählen. Komme was da wolle, ich beschloß Enkhuizen auf den Zufall hin zu durchwandern, daß ich das Comptoir der Fischerei entdeckte und so Frau van Brandt's Adresse erfuhr.

Nachdem ich zuerst vorsichtigerweise meine Cajütenthür verschlossen hatte, stieg ich vom Schiff auf den einsamen Quai und begab mich auf die nächtliche Wanderung durch die Todtenstadt.

Nachdem ich die Lage des Hafens durch meinen Taschencompaß festgestellt hatte, ging ich die nächste Straße, die vor mir lag, entlang. Wie ich vorwärts schritt, sahen mich die alten, verfallenen Häuser zu beiden Seiten finster an. Hinter dem Fenster waren keine Lichte, auf den Straßen keine Laternen. Ich ging eine Viertelstunde lang, tiefer und tiefer in das Innere der Stadt hinein, ohne einem lebenden Wesen zu begegnen, das Licht der Sterne war mein einziger Begleiter. Als ich endlich in eine Straße einbog, die breiter als die übrigen war, sah ich vor mir eine Gestalt, die sich bewegte, aber in dem Schatten der Häuser kaum zu unterscheiden war. Ich beschleunigte meine Schritte und wurde bald gewahr, daß ich einen Mann in Bauerntracht verfolgte. Als er meine Schritte hinter sich hörte, drehte er sich um und sah mich an, und so wie er entdeckte, daß ich ein Fremder war, erhob er einen dicken Prügel, den er bei sich trug, schwang ihn drohend und rief mir, wie mir aus seinen Bewegungen hervorging, in seiner Sprache zu, daß ich stehen bleiben möge. Ein Fremder, der sich zu dieser Nachtzeit in Enkhuizen blicken ließ, wurde von diesem Bürger entschieden als ein Räuber betrachtet! Ich hatte unterwegs von dem Capitain des Bootes gelernt, wie ich für den Fall daß ich mich allein in einer fremden Stadt befände, auf

Holländisch nach dem Wege fragen möchte, und nun wiederholte ich meine Lektion, indem ich nach dem Wege zu dem Fischereigeschäft der Herren van Brandt fragte. Entweder verstand mich der Mann wegen meiner fremden Aussprache wirklich nicht, oder sein Argwohn hinderte ihn mir zu trauen. Wiederum schwang er seinen Prügel und gab mir ein Zeichen zurückzubleiben. Weiter in ihn zu dringen, wäre nutzlos gewesen. Ich ging auf die andere Seite der Straße hinüber und er verschwand bald vor meinen Blicken in dem Portal eines Hauses.

Endlich erreichte ich, den Krümmungen der Straßen immer weiter folgend, die Stelle, die ich für das Ende der Stadt hielt.

Nach meiner Schätzung lag ungefähr eine halbe Meile oder mehr vor mir ein Strich Wiesenlandes, auf dem Schafe, die dort ihre Nachtruhe hielten, verstreut lagerten. Ich schritt über das Gras weiter und bemerkte hier und da, wo sich der Boden etwas erhob, vermoderte Ueberreste von Mauerwerk. Als ich mich mitten auf der Wiese befand, sah ich vor mir an der entgegengesetzten Seite einen luftigen Bogen oder Thorweg schmal und dunkel in die Nacht hineinragen, ohne Mauern an den Seiten, ohne weit und breit irgend ein benachbartes Gebäude entdecken zu können. Das

war, wie ich später erfuhr, eines der alten Stadtthore. Die in Ruinen zerfallende Mauer war zerstört worden, weil man sie als ein unnützes Hinderniß, das den Boden bedeckte, ansah. Auf der öden Wiese um mich her hatten einst die Läden der reichsten Kaufleute, die Paläste der stolzesten Edelleute Nordhollands gestanden. Ich befand mich thatsächlich auf der Stelle, die einst das reichste Viertel von Enkhuizen gewesen war. Und was war nun davon übrig geblieben? Einige Hügel von zerbrochenen Mauersteinen, ein Weideland voll süßduftendem Grase und eine kleine, schlafende Schafheerde.

Mich erfüllte schon der bloße Anblick der Verwüstung, ganz abgesehen von den geschichtlichen Erinnerungen mit einem Gefühl des Entsetzens. Mir war, als wenn mein Gemüth in der schaurigen Stille um mich her, sein Gleichgewicht verlor. Ich fühlte unsagbare Vorahnungen von Leiden, die meiner warteten. Zum ersten Male bereute ich England verlassen zu haben, und meine Gedanken kehrten reuevoll zu den waldigen Ufern der Grünwasserfläche zurück. Wäre ich nur bei meinem Entschlusse geblieben, so ruhte ich jetzt friedlich in dem tiefen Wasser des Sees. Wofür hatte ich gelebt, Pläne entworfen, wozu war ich gereist, seit ich Dermody's Häuschen verließ? Vielleicht nur, um mich zu

überzeugen, daß ich die Frau, die ich liebte, verloren hatte — in dem Augenblick, wo ich mich an demselben Orte mit ihr befand!

Als ich die äußerste Häuserreihe, die noch stehen geblieben war, wieder erreicht hatte, schaute ich mich in der Absicht um, die Straße zum Rückweg aufzusuchen, durch die ich hergekommen war. In dem Augenblick, als ich sie wiedergefunden zu haben glaubte, bemerkte ich ein zweites lebendes Wesen in dieser öden Stadt. Ein Mann stand an einem der letzten Häuser zu meiner Rechten vor der Thür und sah nach mir hin.

Ich beschloß, selbst auf die Gefahr hin, mich wieder einem rauhen Empfange auszusetzen, einen letzten Versuch zu wagen, um Frau van Brandt zu entdecken, bevor ich zu meinem Boote zurückkehrte.

Als der Fremde sah, daß ich mich ihm näherte, kam er mir auf halbem Wege entgegen. Seine Kleidung und Bewegungen zeigten deutlich, daß ich dieses Mal nicht jemand aus den niederen Gesellschaftsschichten vor mir hatte. Er beantwortete meine Fragen höflich in seiner Sprache. Als er sah, daß ich mich vergeblich bemühte seine Antworten zu verstehen, forderte er mich durch Zeichen auf ihm zu folgen.

Nachdem wir einige Augenblicke in einer mir ganz neuen

Richtung weiter gegangen waren, blieben wir in einem kleinen Viereck, in dessen Mitte sich ein Stück gänzlich vernachlässigter Gartenanlagen befand, stehen. Mein Führer sagte auf holländisch, indem er auf ein niedriges Fenster in einem der Häuser wies, durch das ein düsteres Licht schimmerte: „Hier ist das Geschäft von van Brandt, mein Herr" — verbeugte sich und — verließ mich.

Ich trat an das Fenster. Es stand offen, und ich reichte grade mit dem Kopfe heran. Das Licht aus dem Zimmer drang durch die Zwischenräume der hölzernen Fensterladen hinaus. Ich zögerte, meine Ankunft ganz plötzlich durch ein Ziehen an der Hausklingel anzukündigen, da mich immer noch eine Ahnung von bevorstehenden Sorgen bedrückte. Welch neues Ungemach konnte meiner warten, so wie die Thür geöffnet wurde? Ich blieb also unter dem Fenster und — lauschte.

Es verging kaum eine Minute, bis ich die Stimme einer Frau im Zimmer vernahm. Der Zauber ihres Klanges war unverkennbar. Es war Frau van Brandt's Stimme.

„Komm, mein Liebling!" sagte sie. „Es ist sehr spät, Du hättest schon vor zwei Stunden zu Bett gehen müssen."

Des Kindes Stimme antwortete: „Aber ich bin nicht müde, Mama."

„Bedenke, daß Du krank gewesen bist, mein Kind. Du kannst wiederum erkranken, wenn Du Abends so spät zu Bett gehst. Lege Dich nur erst hin, dann wirst Du schon einschlafen, wenn ich das Licht auslösche."

„O bitte, lösche das Licht nicht aus," erwiderte das Kind mit großem Nachdruck. „Mein neuer Papa kommt an. Wie soll er den Weg zu uns finden, wenn Du das Licht auslöschst?"

Die Mutter antwortete scharf, als ob die Worte des Kindes sie gereizt hätten.

„Du sprichst Unsinn," sagte sie, „und mußt nun schlafen gehen. Mr. Germaine weiß nichts von uns. Mr. Germaine ist in Englaud."

Länger konnte ich mich nicht beherrschen. Ich rief unter dem Fenster: „Mr. Germaine ist hier!"

Ein Aufschrei in dem Zimmer sagte mir, daß man mich gehört hatte. Einen Augenblick lang blieb dann Alles still, bis mich die wild und scharf gesprochenen Worte des Kindes erreichten: „Oeffne die Laden, Mama! Ich sagte Dir er würde kommen, ich will ihn sehen!"

Wiederum trat ein Augenblick des Zögerns ein, ehe die Mutter die Laden öffnete. Endlich that sie es. Ich sah ihre dunkle Gestalt am Fenster, wie sie das Licht in der

Hand hielt, und des Kindes Kopf ragte kaum sichtbar über dem niedrigsten Theile des Fensterrahmens hervor. Das niedliche Gesichtchen bewegte sich schnell hin und her, als ob meine Tochter, die mich selbst zum Vater gewählt hatte, vor Freude tanzte!

„Darf ich meinen Sinnen trauen?" sagte Frau van Brandt. „Sind Sie es wirklich, Mr. Germaine?"

„Wie geht es Dir, mein neuer Papa?" rief das Kind. „Mache die große Thür auf und komme hinein. Ich möchte Dich umarmen."

Zwischen dem kalten zweifelnden Tone der Mutter und der freudigen Begrüßung des Kindes, lag der Unterschied einer ganzen Welt. War ich zu plötzlich vor Frau van Brandt erschienen? Sie besaß, wie alle zartfühlenden Menschen, den angeborenen Sinn der Selbstachtung, der eigentlich Stolz, nur unter einem anderen Namen ist. Hatte der bloße Gedanke ihren Stolz verwundet, daß ich sie hier einsam und betrogen wiederfand, verlassen von dem Manne, für den sie so viel geopfert und gelitten hatte, Fremden verächtlich als eine hülflose Bürde preisgegeben? Und der Mann war ein Dieb, der vor seinen Brodherren, die er betrogen, nun floh! Ich stieß die schwere, eichene Thür in der Befürchtung auf, daß dies der wahre Grund der Ver-

änderung sein würde, die ich an ihr wahrgenommen. Meine Voraussetzungen wurden bestätigt, als sie die innere Thüre aufschloß, die vom Hofe nach dem Wohnzimmer führte und mich einließ.

Als ich ihre beiden Hände ergriff und sie küßte, wendete sie schnell den Kopf ab, so daß meine Lippen nur ihre Wange berührten. Sie erröthete tief; mit niedergeschlagenen Augen sprach sie mir in einigen förmlichen Worten ihr Erstaunen aus, mich hier zu sehen. Als das Kind in meine Arme flog, rief sie gereizt aus: „Belästige Mr. Germaine nicht!" Ich setzte mich und nahm die Kleine auf den Schooß. Frau van Brandt nahm in einiger Entfernung von mir Platz. „Ich glaube, ich brauche Sie nicht zu fragen, ob Sie von dem Geschehenen unterrichtet sind," sagte sie und erblaßte dabei so plötzlich, wie sie vorhin erröthete, ihre Augen blieben beharrlich auf den Boden geheftet.

Ehe ich antworten konnte, kramte das Kind fröhlich seine Neuigkeiten über das Verschwinden seines Vaters aus.

„Mein anderer Papa ist davon gelaufen! Mein anderer Papa hat Geld gestohlen! Es ist Zeit, daß ich einen Neuen bekomme, nicht wahr?"

Sie schlang ihren Arm um meinen Hals. „Und nun habe ich ihn!" rief sie in den höchsten Tönen ihrer Stimme aus.

Die Mutter sah uns an. Für eine Weile gelang es der stolzen, gefühlvollen Frau sich zu beherrschen, aber die Qual, die sie empfand, war nicht schweigend zu erdulden. Mit einem lauten Schmerzensschrei verbarg sie ihr Gesicht in den Händen. Von dem Gefühle ihrer eigenen Erniedrigung überwältigt, schämte sie sich, selbst dem Manne, der sie liebte, ihre Thränen zu zeigen.

Ich hob das Kind von meinem Schooße. Eine zweite in dem Wohnzimmer befindliche Thür, war zufällig offen gelassen. Sie führte in ein Schlafzimmer, worin auf dem Toilettentische ein Licht brannte.

„Geh dort hinein und spiele," sagte ich, „ich muß mit Deiner Mama sprechen!"

Das Kind schmollte, mein Vorschlag schien ihm nicht zu behagen.

„So gieb mir ein Spielzeug," sagte sie. „Meine Spielsachen mag ich nicht mehr. Laß mich sehen, was Du in Deinen Taschen hast."

Ihre kleinen, geschäftigen Hände wühlten in meinen Rocktaschen umher. Ich ließ sie daraus nehmen, was ihr gefiel, und veranlaßte sie dadurch in das hintere Zimmer zu laufen. So wie sie uns aus den Augen war, nahete ich mich der armen Mutter und setzte mich zu ihr.

„Sehen Sie die Sache so an, wie ich es thue," sagte ich. „Jetzt wo er sie verlassen hat, sind Sie frei die Meine zu werden."

Sie erhob schnell den Kopf.

„Nun er mich verlassen hat," antwortete sie, „bin ich Ihrer unwürdiger denn je!

„Warum?" fragte ich.

„Warum!" rief sie leidenschaftlich aus. „Wenn eine Frau es erleben muß, von einem Spitzbuben verlassen zu werden, hat sie dann noch nicht den tiefsten Grad der Erniedrigung erreicht?"

In ihrer augenblicklichen Gemüthsverfassung war es vergeblich, mit ihr zu unterhandeln. Ich versuchte ihre Aufmerksamkeit auf einen weniger peinlichen Gegenstand zu leiten, indem ich ihr die Folge wunderbarer Ereignisse berichtete, die mich nun zum dritten Male zu ihr geführt hatten. Sie unterbrach mich aber gleich beim Beginn.

„Es ist überflüssig, daß wir uns jetzt wiederholen, was wir uns schon bei anderen Gelegenheiten gesagt haben," antwortete sie. „Ich begreife, was Sie hergeführt hat. Ich bin Ihnen wiederum im Traume erschienen, wie es zwei Mal bei früheren Anlässen geschah."

„Nein," sagte ich. „Nicht wie es in den beiden früheren

Fällen geschah. Dieses Mal sah ich sie mit dem Kinde an Ihrer Seite."

Diese Antwort spannte ihre Aufmerksamkeit. Sie erstaunte und blickte unruhig nach der Thür des Schlafzimmers. „Sprechen Sie nicht laut!" sagte sie. „Lassen Sie das Kind nichts davon hören! Mein Traum von Ihnen hat mir dieses Mal einen peinlichen Eindruck zurückgelassen. Das Kind ist drin verflochten und — das ist mir nicht lieb. Dann ist auch der Ort an dem ich Sie im Traum sah, vermischt mit —" Sie schwieg und ließ den Satz unvollendet. „Ich bin heute Abend erregt und elend," fuhr sie fort, „und ich möchte nicht davon sprechen. Dennoch möchte ich gern wissen, ob sie wirklich von allen Orten in der Welt, sich grade in jenem Häuschen befanden?"

Es war mir nicht möglich die Verlegenheit zu deuten mit der sie mir diese Frage vorlegte. Ich fand nach meinen Begriffen die Entdeckung nicht so besonders merkwürdig, daß sie einmal in Suffolk gewesen war und die Grünwasserfläche kannte. Der See war als ein beliebter Aufenthaltsort für Pic-Nicgesellschaften in der ganzen Grafschaft bekannt und Dermodys niedliches Häuschen war einer der allgemeinen Anziehungspunkte in der Umgegend. Wie ich nun deutlich sah, knüpften sich schmerzliche Erinnerungen für sie an meine

alte Heimath und das setzte mich allerdings in Erstaunen. Ich beschloß ihre Frage in einer Weise zu beantworten, die sie dazu ermuthigen mußte, mir ihr Vertrauen zu schenken. Noch ein Augenblick und ich würde ihr gesagt haben, daß ich meine Knabenzeit an der Grünwasserfläche verlebt hatte — noch ein Augenblick länger und wir würden uns erkannt haben — wenn nicht ein recht alltäglicher Zwischenfall die Worte von meinen Lippen zurückdrängte. Das Kind kam aus dem Schlafzimmer gelaufen und hielt einen zierlich geformten Schlüssel in der Hand.

„Was ist das?" fragte sie, als sie sich mir näherte.

„Mein Schlüssel," antwortete ich, indem ich darin eine der Sachen erkannte, die sie mir aus der Tasche genommen hatte.

„Wozu gehört er?"

„Zur Cajütenthür auf meinem Boote."

Ihre Mutter unterbrach sie und es folgte eine neue Abhandlung über die Frage des Zubettgehns oder Aufbleibens. Inzwischen lief das kleine Geschöpf wieder mit der Erlaubniß noch einige Minuten länger zu spielen, davon, und das Gespräch zwischen Frau van Brandt und mir hatte eine neue Wendung genommen. Indem wir über die Gesundheit des

Kindes sprachen, kamen wir natürlich auf die Beziehungen in denen das Kind zu dem Traume seiner Mutter stand.

„Sie lag an einem Fieber krank," begann Frau van Brandt, „und befand sich eben an dem Tage in der Besserung als ich in diesem elenden Orte verlassen zurück blieb. An demselben Abende hatte sie wieder einen Anfall, der mich in entsetzliche Angst versetzte. Sie verlor ganz die Besinnung, und ihre kleinen Glieder wurden steif und kalt. Ein einziger Doktor lebt noch hier, der die Stadt nicht verlassen hat. Natürlich schickte ich nach ihm. Er glaubte, daß die Besinnungslosigkeit von einem kataleptischen Anfalle herrührte, beruhigte mich aber zugleich, indem er mir sagte, daß keine augenblickliche Lebensgefahr vorhanden sei und gab mir gewisse Mittel, die ich anwenden sollte, wenn die bezeichneten Symptome einträten. Ich brachte sie zu Bett und drückte sie in der Absicht sie zu umarmen, an mich. Halten Sie es, ohne an Mesmerismus zu glauben, für möglich, daß wir einen gewissen Einfluß auf einander ausübten, der das Folgende erklärt?"

„Sehr wahrscheinlich. Gleichzeitig würde die Lehre vom Mesmerismus, wenn Sie daran glauben könnten, noch weitere Aufklärungen darüber geben. Durch den Mesmerismus wäre es nicht allein zu erklären, daß Sie und das Kind sich

gegenseitig beeinflußten, sondern auch, daß ich, trotz der Entfernung mit unter Ihrem beiderseitigen Einflusse stand. In dieser Weise würde der Mesmerismus meine Visionen als eine im höchsten Maße zwischen uns entwickelte Sympathie erklären. Sagen Sie mir, ob Sie mit dem Kinde in Ihren Armen einschliefen?"

„Ja. Ich war gänzlich erschöpft und schlief, trotz meines Vorsatzes die Nacht zu durchwachen, fest ein. In meiner trostlosen Lage, verlassen an einem fremden Orte, mit einem kranken Kinde in meinen Armen, träumte ich wiederum von Ihnen und wendete mich wieder an Sie, als an meinen einzigen Beschützer und Freund. Das Einzige, was in diesem Traume anders war, als in den früheren, war, daß ich das Kind neben mir wußte, als ich Ihnen nahte und daß sie mir die Worte eingab, die ich in mein Buch niederschrieb. Nicht wahr, Sie sahen die Worte. Und als ich erwacht war, waren sie verschwunden? Ich fand meinen kleinen Liebling immer noch wie todt in meinen Armen liegend. Die ganze Nacht hindurch hielt dieser Zustand an. Erst am nächsten Nachmittage kam sie wieder zur Besinnung. Warum erschrecken Sie? Was überrascht Sie so in meiner Erzählung?"

Ich hatte wohl Grund zu erschrecken und drückte das auch aus. An demselben Tage und zu derselben Stunde

als das Kind wieder zu sich gekommen war, hatte ich auf dem Deck des Schiffes gestanden und ihre Erscheinung vor meinen Blicken verschwinden sehen!

„Sagte sie etwas, als sie wieder zur Besinnung kam?“ fragte ich.

„Ja. Auch sie hatte geträumt und zwar, daß sie sich in Ihrer Gesellschaft befunden hätte. Sie sagte: „Er wird uns besuchen, Mama, und ich habe ihm den Weg gezeigt.“ Ich fragte sie, wo sie Sie gesehn hätte. Sie sprach verwirrt von verschiedenen Orten. Sie erzählte mir von Bäumen, einem Häuschen und einem See. Dann von Feldern, Hecken und einsamen Straßen. Dann wieder von einem Wagen und Pferden und einem langen, weißen Wege, von belebten Straßen und Häusern, von einem Flusse und einem Schiff. Was diese letzten Gegenstände anlangt, so liegt nichts Wunderbares in dem, was sie sagte. Sie hatte ja in Wirklichkeit auf unserem Wege von London nach Rotterdam die Häuser, den Fluß und das Schiff gesehn, das ihr nun im Traume erschienen war. Uebrigens kann ich, was die anderen Orte, besonders das Häuschen und den See, wie sie sie mir beschrieb, betrifft, nur annehmen, daß ihr Traum die Rückwirkung des meinen war. Ich hatte von dem Häuschen und dem See geträumt, wie ich sie einst vor langer, langer Zeit gekannt

und — Gott weiß wie — hatte ich Sie mit diesen Scenen in Verbindung gebracht. Wir wollen nicht näher darauf eingehn! Ich weiß nicht, was mich bethört, daß ich im Stande bin so leicht über alte Erinnerungen zu sprechen, die mich in meiner jetzigen Lage so schmerzlich berühren. Wir sprachen von dem Gesundheitszustande des Kindes — lassen Sie uns dazu zurückkehren."

Es war nicht leicht auf des Kindes Gesundheit zurückzukommen, nun sie meine Neugierde über ihre Beziehungen zu der Grünwasserfläche wieder erweckt hatte. Die Kleine spielte noch ruhig im Schlafzimmer. Die zweite Gelegenheit bot sich mir und ich ergriff sie.

„Ich will Sie nicht betrüben," sagte ich. „Ich möchte Sie nur bitten, daß Sie mir, bevor wir den Gegenstand wechseln, eine Frage über das Häuschen und den See gestatten."

Das Verhängniß, das uns verfolgte, wollte jetzt, daß sie selbst nun unbewußt das Hinderniß für unser gegenseitiges Erkennen wurde.

„Ich kann Ihnen heute Abend nichts weiter sagen," erwiderte sie, indem sie sich ungeduldig erhob. „Es ist Zeit, daß ich das Kind zu Bett bringe, und übrigens kann ich nicht über Dinge sprechen, die mir schmerzlich sind. Sie müssen

eine Zeit abwarten — wenn eine solche überhaupt je kommen wird — wo ich ruhiger und glücklicher bin, als jetzt."

Sie wendete sich nach dem Schlafzimmer. In der Uebereilung einer augenblicklichen Eingebung erfaßte ich ihre Hand und hielt sie zurück.

„Es liegt ganz in Ihrem Willen," sagte ich, „daß die ruhigere, glücklichere Zeit schon jetzt, schon diesen Augenblick, beginnt."

„In meinem Willen?" wiederholte sie. „Wie meinen Sie das?"

„Sagen Sie das eine Wort," erwiderte ich, „und Sie haben mit Ihrem Kinde eine Heimat und eine Zukunft vor sich."

Sie sah mich halb erstaunt, halb erzürnt an.

„Bieten Sie mir Ihren Schutz an?" fragte sie.

„Ich biete Ihnen den Schutz eines Gatten an," antwortete ich. „Ich frage Sie, ob Sie mein Weib werden wollen."

Sie trat einen Schritt näher zu mir und heftete ihre Augen fest auf mein Gesicht.

„Sie sind augenscheinlich in Unkenntniß über das, was vorgefallen ist," sagte sie. „Und doch sprach das Kind, Gott weiß es, deutlich genug."

„Das Kind wiederholte mir nur, was ich auf dem Wege hierher schon erfahren hatte.“

„Sie hörten Alles?“

„Alles.“

„Und wollen mich dennoch heirathen?“

„Ich kann mir kein größeres Glück denken, als Sie mein zu nennen.“

„Selbst nachdem Sie das Alles wissen?“

„Selbst nachdem ich das Alles weiß, bitte ich Sie vertrauensvoll um Ihre Hand. Welches Recht jener Mann, als der Vater Ihres Kindes, auch an Sie gehabt haben mag, dadurch daß er Sie so nichtswürdig verlassen hat, hat er jedes Recht auf Sie verscherzt. Sie sind in jedem Sinne des Wortes frei, mein Liebling. Wir haben der Trübsal genug in unserem Leben gehabt. Endlich nun winkt uns das Glück, o kommen Sie zu mir — sagen Sie Ja.“

Ich versuchte sie zu umarmen. Sie trat wie erschrocken zurück. „Niemals!“ sagte sie fest.

Ich flüsterte die nächsten Worte so leise, daß das Kind im Nebenzimmer uns nicht hören konnte.

„Einst sagten Sie mir, daß Sie mich liebten!“

„Ich liebe Sie!“

„So innig wie einst?“

„Inniger denn je!"

„Küssen Sie mich!"

Sie gab willenlos nach. Sie küßte mich — mit kalten Lippen, mit großen Thränen in den Augen.

„Sie lieben mich nicht!" rief ich zornig aus. „Sie küssen mich, als ob Sie damit eine Pflicht erfüllten. Ihre Lippen sind kalt, — wie Ihr Herz. Sie lieben mich nimmermehr!"

Mit einem sanften Lächeln blickte sie mich traurig an. „Einer von uns muß des Unterschiedes zwischen Ihrer Lebensstellung und der meinen eingedenk bleiben," sagte sie. „Sie sind ein Mann von fleckenlosem Ruf, der eine unbestritten hohe Stellung in der Welt einnimmt. Und wer bin ich? Ich bin die verlassene Geliebte eines Spitzbuben. Dessen muß Einer von uns eingedenk sein. Sie haben es großmüthig vergessen. Ich muß mich dessen erinnern. Ich, ich bin wirklich kalt, schweres Leiden übt diesen Einfluß auf mich aus und — ich gestehe es, ich leide jetzt schwer."

Ich liebte sie zu leidenschaftlich, um bei diesen Worten die Theilnahme für sie zu fühlen, auf die sie entschieden rechnete. Ein Mann achtet die Bedenken einer Frau, so lange sie ihm stumm durch Blicke oder Thränen ausgedrückt werden,

so wie sie ihm aber förmlich in Worten ausgesprochen sind, reizen oder verdrießen sie ihn nur.

„Wessen Schuld ist es, daß Sie leiden?" versetzte ich kalt. „Ich beschwöre Sie, Ihr Leben und das meinige zu einem glücklichen zu gestalten. Sie sind eine grausam Mißhandelte — aber keineswegs Erniedrigte, Sie sind würdig mein Weib zu sein und ich bin bereit das öffentlich zu erklären. Kehren Sie mit mir nach England zurück, mein Boot liegt für Sie bereit."

Sie sank auf einen Stuhl, ihre Hände fielen ihr willenlos in den Schooß.

„Wie grausam!" flüsterte sie; „wie grausam mich so zu versuchen!" Nach einigen Augenblicken gewann sie ihre entsetzliche Festigkeit wieder. „Nein!" sagte sie, und wenn es mein Leben kostet, so weigre ich mich doch standhaft Sie zu entehren. Verlassen Sie mich, Mr. Germaine. Das ist die letzte Gunst, die Sie mir erweisen können. Um Gottes willen, verlassen Sie mich!"

Ich machte einen letzten Versuch sie zu erweichen.

„Wissen Sie, welch eine Zukunft meiner wartet, wenn ich ohne Sie leben muß?" fragte ich. „Meine Mutter ist todt. Sie sind das einzige Wesen in der weiten Welt, für das ich Liebe fühle, und Sie fordern von mir, daß ich Sie

verlasse? Wohin soll ich gehen? Was soll ich beginnen? Sie sprechen von Grausamkeit! Ist es nicht grausamer, daß Sie mein Lebensglück erbärmlichen Bedenken des Zartgefühls, unverständigen Befürchtungen über das Urtheil der Welt, opfern wollen? Ich liebe Sie und — Sie lieben mich. Jedes andre Bedenken hat den Werth eines Strohhalms. Kehren Sie mit mir nach England zurück! Kehren Sie zurück, um mein Weib zu werden!"

Sie sank auf die Knie, ergriff meine Hand und führte sie schweigend an ihre Lippen. Ich versuchte sie aufzuheben. Es war umsonst, sie leistete mir entschiedenen Widerstand.

„Soll dies ein Nein bedeuten?" fragte ich.

„Es bedeutet," sagte sie in leisem, gebrochenem Tone, „daß ich Ihre Ehre über mein Glück stelle. Wenn ich Sie heirathe, ist Ihre Stellung durch Ihre Frau vernichtet und — der Tag, an dem Sie mir das zugestehen, wird kommen und ich kann eher leiden, — eher sterben, als einer solchen Zukunft entgegenzugehen. Vergeben Sie mir und vergessen Sie mich. Ich kann Ihnen weiter nichts sagen!"

Sie ließ meine Hand los und fiel zu Boden. Die furchtbare Verzweiflung, die aus diesem Ereigniß sprach, sagte mir beredter als alle ihre Worte, daß ihr Entschluß

unwandelbar sei. Sie hatte sich freiwillig von mir getrennt, ihre eigene Handlungsweise hatte uns für immer geschieden.

Ich rührte mich nicht, um das Zimmer zu verlassen, ich äußerte auch kein Zeichen der Trauer. Mein Herz verhärtete sich gegen die Frau, die mich so beharrlich abgewiesen hatte. Ich stand und sah so mitleidslos und zornig auf sie herab, daß die bloße Erinnerung daran mich noch heutigen Tages mit einem Entsetzen vor mir selbst erfüllt. Ich habe nur eine Entschuldigung für mich. Der Zusammensturz meiner letzten Lebenshoffnung war ein so harter Schlag für mich, daß mein Verstand nicht die Kraft hatte, ihn zu ertragen. In jener Nacht war ich, dessen bin ich mir selbst bewußt, ein Wahnsinniger, wie weit ich auch zu anderen Zeiten davon entfernt sein mochte.

Ich brach zuerst das Schweigen.

„Stehen Sie auf,“ sagte ich kalt.

Sie erhob ihr Gesicht vom Boden und blickte im Zweifel, ob sie recht gehört hatte, zu mir auf.

„Nehmen Sie Ihren Hut und Mantel,“ fuhr ich fort. „Ich muß Sie ersuchen, mit mir bis zu dem Boot zu gehen.“

Sie stand langsam auf. Ihre Augen ruhten mit einem trüben, erstaunten Blick auf mir.

„Warum soll ich mit Ihnen bis zu dem Boote gehen?“ fragte sie.

Das Kind hörte sie und kam mit ihrem Hütchen in der einen, dem Schlüssel der Kajüte in der anderen Hand, zu uns gelaufen.

„Ich bin bereit!“ sagte sie. „Ich werde die Kajütenthür aufschließen.“

Ihre Mutter wies sie in das Schlafzimmer zurück. Sie ging bis zu der Hofthür und stand dort lauschend still. Ich wendete mich kalt zu Frau van Brandt, um die Frage, die sie an mich gerichtet hatte, zu beantworten.

„Sie haben keine Mittel, um diesen Ort zu verlassen,“ sagte ich. „In zwei Stunden wird die Fluth mir günstig sein und dann werde ich sofort meine Rückreise antreten. Dieses Mal trennen wir uns, um uns nie wiederzusehen. Ehe ich aber gehe, ist es mein Vorsatz, Sie wohlversorgt zurückzulassen. Mein Geld befindet sich in der Kajüte in meiner Reisetasche und aus diesem Grunde muß ich Sie bitten, mich zu dem Boote zu begleiten.“

„Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Güte,“ sagte sie, „bin aber nicht in so hülfloser Lage, wie Sie es voraussetzen.“

„Sie bemühen sich vergeblich, mich zu täuschen,“ fuhr

ich fort. „Ich habe mit dem Chef des Hauses van Brandt in Amsterdam gesprochen und kenne Ihre Lage ganz genau. Ihr Stolz muß sich wirklich so tief beugen, um aus meiner Hand die Mittel für Ihre und Ihres Kindes Existenz anzunehmen. Wäre ich in England gestorben —"

Ich hielt inne. Der unausgesprochene Gedanke, der mir durch den Kopf ging, war, ihr zu sagen, daß ich in meinem Testament ein Legat für sie ausgesetzt habe und daß sie ebenso gut während meiner Lebenszeit Geld von mir annehmen könne, wie sie es später nach meinem Tode aus den Händen meiner Testamentsvollstrecker thun mußte. Während ich diesem Gedanken Worte geben wollte, erinnerten mich die Beziehungen, die er natürlich wach rief, an meinen beabsichtigten Selbstmord im See. Durch das Gemisch von Erinnerungen, die in mir aufstiegen, trat ungerufen eine Versuchung an mich heran, die, so unaussprechlich böse sie auch war, dennoch in meinem augenblicklichen Gemüthszustande so unwiderstehlich an mich heran trat, daß ich bis tief in die Seele erschüttert wurde. „Jetzt hast Du niemand mehr, für den Du leben mußt, nun sie es abgeschlagen hat, die Deine zu werden," flüsterte der böse Feind in mir. „Wage den Sprung in eine andere Welt und nimm die Frau, die Du liebst, mit Dir!" Während ich sie noch immer an-

schaute, — während die letzten Worte, die ich zu ihr sprach, noch auf meinen Lippen schwebten, — enthüllte sich meinen Blicken die furchtbare Leichtigkeit voller Reiz, mit der dieses entsetzliche Doppelverbrechen ausgeführt werden konnte. Mein Boot lag an dem Theile des verfallenen Hafens vor Anker, wo tiefes Wasser den Quai bespülte. Ich durfte sie nur veranlassen, mir zu folgen, wenn ich das Deck bestieg, sie dann in meine Arme nehmen und mit ihr über Bord springen, bevor sie einen Hülfeschrei ausstoßen konnte. Meine verschlafenen Seeleute waren, wie ich aus Erfahrung wußte, schwer zu erwecken und selbst wenn sie wach waren, nur sehr langsam vom Fleck zu bringen. Wir wären längst beide ertrunken gewesen, ehe der Jüngste und Rascheste von ihnen aus dem Bett und auf Deck zu bringen war. Ja! Wir mußten beide im selben Augenblick aus den Reihen der Lebenden ausgelöscht werden! Und warum nicht? Sollte ich sie, die sich wieder und wieder geweigert hatte, mein Weib zu werden, freigeben, damit sie vielleicht zum zweiten Male zu van Brandt zurückkehrte? An jenem Abend, als ich sie aus den Wassern des schottischen Flusses errettet hatte, hatte ich mich zum Herrn ihres Schicksals gemacht. Sie hatte versucht, ihrem Leben durch Ertrinken ein Ende zu

machen, sie sollte nun in den Armen des Mannes ertrinken, der sich einst zwischen sie und den Tod gestellt hatte!

Versunken in so wilde Betrachtungen, wie diese, stand ich ihr gegenüber und kam ruhig und überlegt auf meinen angefangenen Satz zurück. „Wäre ich in England gestorben, so wäre durch mein Testament für sie gesorgt gewesen. Sie können jetzt auch von mir annehmen, was Sie dann von mir angenommen hätten. Kommen Sie nach dem Boot."

Ihr Gesicht veränderte sich, während ich sprach, ihre Augen drückten einen leisen Zweifel an mir aus. Sie trat ein Wenig zurück, ohne irgend etwas zu erwidern.

„Kommen Sie nach dem Boote," wiederholte ich.

„Es ist zu spät." Bei diesen Worten sah sie nach dem Kinde am andern Ende des Zimmers, das an der Thür wartete. „Komm, Elfie!" sagte sie, indem sie das Kind bei einem ihrer Lieblingsnamen nannte. „Komm zu Bett!"

Auch ich sah nach Elfie. War sie nicht als unschuldiges Werkzeug zu benutzen, fragte ich mich, durch das ich die Mutter veranlassen konnte, das Haus zu verlassen? Im Vertrauen auf den furchtlosen Charakter des Kindes und ihr Verlangen, das Boot zu besehen, öffnete ich die Thür. Wie ich voraussah, lief sie sofort hinaus. Die zweite Thür, die nach dem viereckigen Platze führte, hatte ich nicht ge=

schlossen, als ich in den Hof eintrat. Im nächsten Augenblick war Elsie draußen auf dem Platze und triumphirte über ihre Freiheit. Die schrille kleine Stimme durchbrach die Todtenstille des Ortes und der Stunde, indem sie mich wieder und wieder rief, um sie nach dem Boote zu führen.

Ich wendete mich zu Frau van Brandt. Die Kriegslist hatte gewirkt. Elsies Mutter zögerte nicht zu folgen, wo Elsie den Weg wies.

„Wollen Sie mit uns gehen?" fragte ich, „oder soll ich das Geld durch das Kind schicken?"

Ihre Augen ruhten einen Augenblick mit dem steigenden Ausdruck des Mißtrauens auf mir — dann wandte sie sich ab. Sie erblaßte. „Sie sind heute Abend ganz anders als sonst," sagte sie. Ohne ein weiteres Wort nahm sie Hut und Mantel und trat auf den Platz hinaus. Ich folgte ihr und schloß die Thüren hinter mir. Sie versuchte das Kind an sich heran zu locken. „Komm, mein Liebling," sagte sie schmeichelnd, „komm und gieb mir die Hand."

Aber Elsie ließ sich nicht einfangen: sie begann zu laufen und antwortete erst aus einer sicheren Entfernnng. „Nein," rief das Kind, „Du willst mich zurücktragen und zu Bett bringen." Sie ging noch ein wenig weiter zurück und zeigte

den Schlüssel. „Erst muß ich gehen,“ sagte sie, „und die Thür öffnen.“

Sie ging in der Richtung des Hafens voraus und wartete an der Ecke der Straße auf uns. Ihre Mutter drehte sich plötzlich um und sah mich im Sternenschein fest an.

„Sind die Seeleute an Bord des Schiffes?“ fragte sie.

Die Frage setzte mich in Erstaunen. Beargwohnte sie meine Absichten irgendwie? Hatte mein Gesicht sie vor einer lauernden Gefahr gewarnt, wenn sie das Boot beträte? Das war unmöglich! Der wahrscheinlichste Grund zu ihrer Frage war wohl, daß sie eine neue Entschuldigung suchte, um mir nicht zum Hafen zu folgen. Wenn ich ihr sagte, daß die Leute an Bord waren, so konnte sie mir einwenden: „Warum schicken Sie mir nicht das Geld durch einen der Seeleute in's Haus?“ Diesen Einwand sah ich voraus, als ich ihr antwortete.

„Sie mögen ehrliche Leute sein,“ sagte ich, indem ich sie sorgsam beobachtete, „aber ich kenne sie nicht genau genug, um ihnen Geld anzuvertrauen.“

Zu meinem Erstaunen beobachtete sie mich mit derselben Genauigkeit, wie ich es gethan, und wiederholte dann geflissentlich ihre Frage.

„Sind die Seeleute an Bord des Bootes?“

Ich hielt es für weise nachzugeben und antwortete: „Ja," dann schwieg ich, um zu sehen, was sie nun thun würde. Meine Antwort schien ihren Entschluß zu befestigen. Nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, wendete sie sich nach der Stelle, wo das Kind uns erwartete. „Da Sie darauf bestehen, so lassen Sie uns gehen," sagte sie ruhig. Ich erwiderte nichts. Stumm nebeneinander hergehend, folgten wir Elfie auf dem Wege nach dem Boot. In den Straßen begegnete uns kein lebendes Wesen, kein Licht schien aus den düsteren, unfreundlichen Häusern auf uns hernieder. Zweimal blieb das Kind stehen und kam in schlau berechneter Entfernung von ihrer Mutter zu mir gelaufen, um mich über mein Schweigen zu befragen: „Warum sprichst Du nicht?" sagte sie. „Hast Du Dich mit Mama gezankt?"

Ich vermochte ihr nicht zu antworten. Ich dachte an nichts, als an das Verbrechen, das ich ausführen wollte. Weder Furcht noch Gewissensbisse beunruhigten mich. Es schien, als wäre jeder bessere Instinkt, jedes edlere Gefühl, das ich einst besaß, in mir erstorben und vernichtet. Selbst der Gedanke an des Kindes Zukunft bewegte mich nicht. Mir fehlte die Kraft an irgend etwas Anderes, als an meinen Sprung von dem Boote zu denken, darüber hinaus war nichts für mich vorhanden. Ich kann es nur wieder-

holen, daß in jenen Augenblicken mein moralisches Gefühl ganz umnachtet und meine geistigen Kräfte ganz aus ihrem Gleichgewicht gehoben waren. Mein thierisches Sein lebte und bewegte sich, wie immer, die niedrigeren, thierischen Instinkte in mir planten und grübelten — das war Alles. Wer mich darauf hin angesehen hätte, würde nichts an mir entdeckt haben, als eine dumpfe Ruhe auf meinem Gesichte und eine vollkommene Gelassenheit in meinen Bewegungen, und dennoch war kein Irrsinniger je reifer für die Zwangsjacke oder weniger zurechnungsfähig bei seinen eigenen Handlungen, als ich es in jenen Augenblicken war.

Der Nachtwind wehte uns schärfer in's Gesicht. Wir waren, immer von dem Kinde geführt, durch die letzte Straße gegangen, und befanden uns nun auf dem leeren, offenen Raum, der landwärts den Hafen begrenzte. Noch eine Minute mehr und wir standen an dem Quai, einen Schritt weit von dem Orte, wo das Boot ankerte.

Ich bemerkte eine Veränderung in dem Aussehn des Hafens, seit ich ihn zuletzt gesehen hatte. Einige Fischerboote waren während meiner Abwesenheit eingelaufen. Sie hatten theils am oberen, theils am unteren Ende, dicht an meinem Schiffe angelegt. Ich sah mich ängstlich um, ob einer der Schiffer an Bord und wach war. Ich bemerkte

aber kein lebendes Wesen ringsumher. Die Leute waren mit ihren Frauen und Familien am Lande.

Elsie hob die Arme hoch, um auf mein Boot getragen zu werden. Frau van Brandt trat zwischen uns, als ich mich niederbeugte, um sie aufzuheben.

„Wir werden hier warten," sagte sie, „während Sie in die Cajüte gehen und das Geld holen."

Diese Worte machten es ganz klar, das sie irgend einen Verdacht gegen mich hegte, — einen Verdacht, der sie nicht für ihr Leben, aber für ihre Freiheit fürchten ließ. Vielleicht dachte sie, daß ich sie auf meinem Boot gefangen halten und gegen ihren Willen fortführen wollte. Mehr als das konnte sie unmöglich voraussetzen. Das Kind ersparte mir die Mühe irgend einer Gegenvorstellung. Sie beschloß mit zu gehen. „Ich muß die Cajüte sehen!" rief sie und hielt den Schlüssel in die Höhe. „Ich muß die Thür selbst aufschließen!"

Sie entwand sich den Händen ihrer Mutter und lief auf die andere Seite zu mir. Ich hob sie in einem Augenblick über Bord des Bootes. Ehe ich mich umwenden konnte, war ihre Mutter mir gefolgt und stand auf dem Deck.

Wie sie eben jetzt stand, lag die Thür der Cajüte zu

ihrer Linken. Das Kind war dicht hinter ihr. Ich stand rechts. Vor uns lag das offene Deck und der niedrige Rand des Bootes überragte das Wasser. In einem Nu konnten wir es überschreiten, in einem Nu war der verhängnißvolle Sprung ausgeführt. Der bloße Gedanke daran brachte meine wahnsinnige Verruchtheit auf den Gipfel. Ich war unfähig mich länger zu beherrschen. Mit einem lauten Lachen schlang ich meinen Arm um ihre Taille. „Kommen Sie!" sagte ich und versuchte sie über das Deck zu ziehen. „Kommen Sie und sehen Sie in das Wasser."

Sie machte sich mit einer plötzlichen Anstrengung, die mich in Erstaunen setzte, los. Mit einem leisen Schrei des Entsetzens wendete sie sich um, nahm das Kind an die Hand, um den Quai wieder zu erreichen. Ich stellte mich zwischen sie und den Rand des Bootes und schnitt ihr so diesen Rückzug ab. Noch immer lachend fragte ich, was sie so erschreckt habe. Sie trat zurück und entwand den Schlüssel zur Cajütenthür der Hand des Kindes. Die Cajüte war der einzige Zufluchtsort, der ihr nun blieb, zu dem sie von dem Deck des Bootes gelangen konnte. Sie zögerte auch nicht, im augenblicklichen Schrecken, ihn aufzusuchen. Sie schloß die Thür auf und flog die zwei oder drei Stufen hinab in die Cajüte, das Kind mit sich führend. Ich folgte

ihnen. Obgleich ich mir wohl bewußt war, daß ich mich verrathen hatte, beharrte ich widerspenstiger-, thörichter-, wahnsinnigerweise darauf mein Vorhaben auszuführen. „Wenn ich jetzt nur ganz ruhig erscheine," dachte ich bei mir selbst, „so werde ich sie doch wieder bewegen, das Deck zu betreten."

Meine Lampe brannte noch, wie ich sie verlassen hatte, meine Reisetasche lag auf dem Tische. Mit ihrem Kinde an der Hand stand sie bleich wie der Tod da und erwartete mich. Elsies verwunderte Augen ruhten fragend auf meinem Gesicht, als ich eintrat. Sie war im Begriff zu weinen, so sehr hatten die heftigen Bewegungen ihrer Mutter sie erschreckt. Ich bemühte mich sie zu beruhigen, ehe ich zu der Mutter sprach, indem ich ihr verschiedene Gegenstände in der Cajüte zeigte, die sie interessiren konnten.

„Geh und besieh sie Dir," sagte ich. „Geh und amüsire Dich, Elsie."

Das Kind zögerte aber. „Bist Du böse auf mich?" fragte sie.

„Nein, nein!"

„Bist Du böse auf Mama?"

„Gewiß nicht!" Ich wendete mich an Frau van Brandt. „Sagen Sie Elsie, ob ich Ihnen zürne," sagte ich.

Sie war sich wohl bewußt, daß ihre peinliche Lage ihr die Nothwendigkeit auferlegte, mir zu willfahren. Es gelang uns beiden gemeinschaftlich das Kind zu beruhigen. Sie machte sich mit höchstem Vergnügen daran, die neuen und fremden Gegenstände um sich her in Augenschein zu nehmen. Ihre Mutter und ich standen inzwischen beisammen und betrachteten uns bei dem Schein der Lampe mit einer angenommenen Ruhe, die uns unsere wahren Gesichter wie eine Maske verbarg. Das Wunderliche und Entsetzliche, wie es in diesem seltsamen Leben immer bei einander liegt, streifte sich auch hier in dieser fürchterlichen Lage. Der einzige Laut, der die düstere, drohende Stille um uns her unterbrach, war zu beiden Seiten das schwerfällige Schnarchen des Capitains und seiner Leute.

Sie sprach zuerst.

„Wenn Sie mir das Geld geben wollen," sagte sie und versuchte mich auf diese Weise zu besänftigen, „so bin ich jetzt bereit es anzunehmen."

Ich schloß meine Reisetasche auf. Als ich hinein sah, um den Lederkasten mit meinem Gelde zu suchen, erwachte wiederum mein bewältigender Wunsch, sie auf das Deck zu locken, meine wahnsinnige Ungeduld die verhängnißvolle That zu begehen, mit unbezwinglicher Gewalt in mir.

„Es würde uns kühler auf dem Deck sein," sagte ich, „lassen Sie uns die Tasche dort mit hinauf nehmen."

Sie zeigte großen Muth. Ich sah, wie der Hülfeschrei ihr auf den Lippen lag, sie unterdrückte ihn. Sie hatte Geistesgegenwart genug, um sich zu sagen, was Alles geschehen konnte, ehe es ihr gelang, die schlafenden Leute zu erwecken.

„Hier ist ja ein Licht, um das Geld dabei zu zählen," antwortete sie. „Mir ist es in der Cajüte durchaus nicht zu warm. Lassen Sie uns noch ein wenig hier bleiben. Sehen Sie, wie Elfie sich amüsirt!"

Ihre Augen ruhten auf mir, während sie sprach. In ihrem Ausdruck lag etwas, was mich für den Augenblick beruhigte. Ich war im Stande auszuruhen und nachzudenken. Meiner überlegenen Kraft mußte es gelingen, sie auf das Deck zu führen, ehe die Leute mich hindern konnten, aber ihre Hülferufe mußten sie erwecken, sie mußten das Aufspritzen des Wassers hören und konnten schnell genug bei der Hand sein, um uns zu retten. Es war gerathener ein Wenig zu warten und in geschickter Weise zu versuchen, sie aus freiem Antriebe auf das Deck zu locken. Ich stellte die Reisetasche wieder auf den Tisch und begann von Neuem nach dem ledernen Geldkasten zu suchen. Meine Hände

waren wunderbar ungeschickt und hülflos. Es gelang mir erst den Kasten zu finden, nachdem ich den halben Inhalt der Tasche auf den Tisch geworfen hatte. Das Kind stand gerade nahe bei mir und bemerkte, was ich that.

„O, wie ungeschickt bist Du!“ rief sie in ihrer offenen, furchtlosen Weise aus. „Bitte, laß mich die Reisetasche wieder aufräumen! Bitte bitte!“

Ich bewilligte ihren Wunsch ungeduldig. Elfies ruheloses Verlangen sich fortwährend zu beschäftigen, statt mich, wie sie es sonst that, zu unterhalten, verdroß mich. Alles Interesse, das ich sonst für dieses reizende Geschöpf fühlte, war verschwunden. In jener Nacht war unschuldige Liebe ein Gefühl, das in der vergifteten Atmosphäre meines Herzens erstarrte.

Das Geld, das ich bei mir hatte, bestand meist aus englischen Banknoten. Ich legte die Summe bei Seite, die für die Rückreise nach London ungefähr erforderlich war und legte Alles, was übrig blieb, in Frau van Brandts Hände. Konnte sie danach noch glauben, daß ich ihr nach dem Leben trachtete?

„Ich kann für die Zukunft durch die Herren van Brandt in Amsterdam mit Ihnen in Verbindung treten.“

Sie nahm mechanisch das Geld. Ihre Hand zitterte,

ihre Augen suchten die meinen mit einem flehendem Ausdruck. Sie versuchte meine alte Zärtlichkeit für sie wieder zu erwecken, — sie wendete sich zum letzten Male an meine Geduld und Rücksicht für sie.

„Wollen wir nicht als Freunde scheiden," sagte sie in leisem zitterndem Tone. „Und als Freunde wollen wir uns wiedersehen, wenn Sie allmälig nachsichtiger beurtheilen werden, was heute Abend zwischen uns vorgefallen ist!"

Sie reichte mir die Hand, ich aber sah sie an, ohne ihre Hand zu erfassen. Ich durchschaute ihre Gründe vollständig, da sie immer noch Verdacht gegen mich hegte, hatte sie das Möglichste versucht, um sicher das Ufer zu erreichen!

„Je weniger wir über das Vorgefallene sprechen, je besser," antwortete ich mit ironischer Höflichkeit. „Es wird spät und Sie werden mir zugeben, daß Elfie zu Bett gehen muß." Ich sah mich nach dem Kinde um, das noch immer mit beiden Händchen in der Reisetasche beschäftigt war, um Alles darin zu ordnen. „Beeile Dich, Elfie, Deine Mama will nach Hause gehen." Ich öffnete die Thür der Cajüte und bot Frau van Brandt meinen Arm. „Augenblicklich ist dieses Boot mein Haus," sagte ich. „Wenn Damen mir einen Besuch hier machen, geleite ich sie zum Abschiede bis auf das Deck. Bitte nehmen Sie meinen Arm!"

Sie schrak zurück. Zum zweiten Male war sie im Begriff nach Hülfe zu rufen — und doch behielt sie sich dieses letzte Rettungsmittel wiederum noch vor.

„Ich habe aber Ihre Cajüte noch gar nicht besehen," sagte sie; aus ihren Augen sprachen Furcht und Schrecken, auf ihre Lippen trat ein erzwungenes Lächeln, während sie sprach. „Ich sehe hier einige Gegenstände, die mich interessiren, und möchte gern noch einige Augenblicke verweilen, um sie genauer zu betrachten."

Unter dem Vorwande, sich in der Cajüte umzusehen, wendete sie sich um und versuchte sich dem Kinde zu nähern. Ich hielt die Wache an der offenen Thür und beobachtete sie. Sie machte einen anderen Versuch, indem sie nämlich mit vielem Geräusch einen Stuhl, wie aus Zufall, umwarf und dann lauschte, ob es ihrer List gelungen war, die Leute zu erwecken. Sie schnarchten aber ruhig weiter, und man hörte von keiner Seite irgend einen Laut, der auf Erwachen der Leute gedeutet hätte.

„Meine Leute schlafen sehr fest!" sagte ich, bedeutungsvoll lächelnd. „Seien Sie außer Sorge! Sie haben sie nicht gestört. Wenn die holländischen Seeleute sich im Hafen befinden, vermag nichts sie zu erwecken."

Sie erwiderte nichts. Meine Geduld war erschöpft.

Ich ging von der Thür auf sie zu. Sie zog sich in sprachlosem Entsetzen zurück und stellte sich am Ende der Cajüte hinter den Tisch. Ich folgte ihr, bis sie das Ende des Zimmers erreicht hatte und nicht weiter konnte. Sie begegnete dem Blicke, den ich auf sie richtete — floh in eine Ecke und rief nach Hülfe, aber in der tödtlichen Angst, die sie befallen hatte, versagte ihr die Stimme. Es kam nichts als ein leises, heiseres Stöhnen, das nicht lauter als ein Geflüster war, über ihre Lippen. Im Geiste stand ich schon mit ihr am Rande des Bootes und fühlte die kalte Berührung des Wassers — als ich hinter mir einen Schrei vernahm. Ich sah mich um. Der Schrei kam von Elfie. Wahrscheinlich hatte sie wieder einen Gegenstand in meiner Tasche entdeckt, den sie eben voller Bewunderung über ihren Kopf hielt. „Mama! Mama!" rief das Kind erregt, „sieh nur diese schöne Sache! bitte, bitte, bitte, sage ihm, daß er sie mir schenken soll!"

Ihre Mutter ergriff hastig diese Gelegenheit, um von mir loszukommen, und lief zu ihr. Ich folgte und streckte die Hand nach ihr aus, um sie festzuhalten. Plötzlich drehte sie sich als ein ganz verändertes Wesen zu mir um! Ein freudiges Erröthen färbte ihre Wangen, lebhafte Verwunderung strahlte aus ihren Augen. Sie nahm Elfie den be-

gehrenswerthen Gegenstand aus der Hand und hielt ihn mir vor. Ich erkannte ihn beim Lichte der Lampe. Es war der kleine, vergessene Talisman — die grüne Flagge.

„Wie kamen Sie hierzu?“ fragte sie in athemloser Spannung, meine Antwort voraussehend. Ihre Züge trugen keine Spur mehr von dem Entsetzen, das sie vor kaum einer Minute noch krampfhaft verzogen hatte. „Wie kamen Sie hierzu?“ wiederholte sie und ergriff mich beim Arm, indem sie mich in der unbezwinglichen Ungeduld, die sie erfaßt hatte, heftig schüttelte.

Mir schwindelte der Kopf, mein Herz pochte stürmisch in dem Widerstreit der Gefühle, die sie in mir erweckt hatte. Meine Augen waren auf die grüne Flagge geheftet. Mir versagten die Worte, um auszudrücken, was ich zu sagen hatte und so antwortete ich mechanisch: „Ich besaß sie seit ich ein Knabe war.“

Sie ließ mich los und erhob ihre Hände mit dem Ausdruck begeisterten Dankgefühls. Eine liebliche, engelhafte Freude floß wie Himmelslicht über ihr Antlitz. Einen Augenblick lang stand sie wie verzückt, im nächsten aber schloß sie mich leidenschaftlich in ihre Arme und flüsterte mir in's Ohr: „Ich bin Mary Dermody — dieses arbeitete ich für Dich!“

Die Erregung dieser Entdeckung folgte zu schnell auf Alles, was ich vorher gelitten hatte, als daß ich sie ertragen konnte. Ich brach zusammen und fiel ohnmächtig in ihre Arme.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf meinem Bett in der Cajüte. Elfie spielte mit der grünen Flagge, Mary aber saß bei mir und hielt meine Hand in der ihren.

Wir wechselten einen langen, innigen Blick, in dem die verwandten Geister sich wieder vereinigten, unsere beiden Schicksale waren nun erfüllt.

Ende der Erzählung.

Schluß.

Die Frau schreibt und schließt die Geschichte.

Die Einleitung zu „den beiden Schicksalen" begann mit einer kleinen Erzählung, die dem Leser vielleicht inzwischen entfallen sein mag.

Ich selbst, ein Bürger der Vereinigten Staaten, der mit seiner Frau England bereiste, hatte sie geschrieben. Sie handelte nämlich von einer Mittagsgesellschaft, die Mr. und Mrs. Germaine zur Feier ihrer Vermählung gaben und bei der wir zugegen waren, und berichtete die Umstände, unter denen uns die Erzählung, die eben in diesen Blättern beendet worden ist, anvertraut wurde. Wie man sich wohl erinnern wird, war es uns anheim gegeben worden, ob wir nach Lesung des Manuscripts unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Mr. und Mrs. Germaine fortsetzen wollten oder nicht.

Um drei Uhr Nachmittags beendeten wir die letzte Seite der Erzählung. Fünf Minuten später siegelte ich sie in ein Couvert ein, meine Frau setzte den Hut auf — und so waren wir eben im Begriff uns direct nach Mr. Germaine's

Hause zu begeben, als der Diener einen an meine Frau adressirten Brief in das Zimmer brachte.

Sie öffnete ihn, sah nach der Unterschrift und fand, daß diese „Mary Germaine" lautete. Als wir diesen Namen erblickten, setzten wir uns sofort zusammen hin, um, bevor wir etwas Anderes unternahmen, erst ihren Brief zu lesen.

Nach reiflicher Ueberlegung halte ich es für gerathen, daß meine Leser ein Gleiches thun. Mrs. Germaine ist ihnen sicher inzwischen ein Gegenstand des Interesses geworden und ist deßhalb wohl am geeignetsten, diese Geschichte zu beschließen Ich lasse ihren Brief hier folgen:

„Geehrte Frau — oder darf ich theure Freundin sagen? — Bereiten Sie sich auf eine kleine Ueberraschung vor. Wenn Sie diese Zeilen lesen werden, befinden wir uns auf dem Wege nach dem Continent.

„Nachdem Sie uns gestern Abend verlassen hatten, beschloß mein Mann diese Reise und da ich sah, wie tief ihn die Beleidigung schmerzte, die mir durch die Damen, die wir zu Tische geladen hatten, widerfahren war, stimmte ich bereitwillig seinem Entschlusse zur sofortigen Abreise bei. Ich weiß aus Erfahrung, daß Mr. Germaine, wenn er fern von seinen falschen Freunden ist,

seine Gemüthsruhe wieder erlangen wird, und das genügt mir.

„Natürlich begleitet mein Töchterchen uns. Ich bin gleich heute früh nach der nah gelegenen Pension, in der sie erzogen wird, hinaus gefahren und habe sie mir abgeholt. Daß sie bei den Reiseaussichten glückselig war, brauche ich wohl nicht zu sagen. Sie hat die Lehrerin arg gekränkt, indem sie ihren Hut wie ein Knabe schwang und „Hurrah!" rief. Die gute Dame ließ es sich sehr angelegen sein, mir auseinander zu setzen, daß sie das „Hurrahrufen" nicht in ihrem Hause gelernt habe.

„Sie werden inzwischen sicher die Erzählung gelesen haben, die ich Ihren Händen anvertraute, und ich wage kaum zu fragen, welche Stellung ich nun in Ihrer Achtung einnehme. Wäre es möglich, daß Sie und Ihr gütiger Gemahl mich aufgesucht hätten, wenn wir London nicht so plötzlich verließen? Wie es nun aber gekommen ist, bleibt mir keine Wahl, als Ihnen das schriftlich zu sagen, was ich Ihnen so unendlich viel lieber mündlich ausgesprochen hätte, während Ihre Hand freundschaftlich in der meinen ruhte.

„Bei Ihrer Menschenkenntniß werden Sie, ohne Zweifel, sofort die Abwesenheit der Damen an unserer

Tafel irgend einem über meinen Ruf verbreiteten Gerücht zugeschrieben haben. Und Sie irren nicht. Während ich Elfie aus der Pension abholte, hat mein Mann Mr. Waring, einen der Freunde, die gestern bei uns dinirten, aufgesucht und auf einer Aufklärung über das Vorgefallene bestanden. Mr. Waring verwies ihn an die Frau, die Ihnen als Herrn van Brandts rechtmäßige Gattin bekannt ist. Sie besitzt in den Zeiten, wo sie einmal nüchtern ist, einiges musikalische Talent; Mrs. Waring war bei einem Wohlthätigkeitsconeert mit ihr zusammengetroffen und hatte an der Geschichte ihrer „Kränkungen", wie sie es ausdrückte, einiges Interesse genommen. Dabei wurde mein Name natürlich genannt. Ich wurde als „van Brandts verstoßene Geliebte" bezeichnet, die Mr. Germaine bewogen hatte, sich durch eine Heirath mit mir zu erniedrigen und der Stiefvater ihres Kindes zu werden. Mrs. Waring theilte das Gehörte anderen Damen, mit denen sie befreundet war, mit. Das Resultat haben Sie selbst bei der Mittagsgesellschaft in unserem Hause erlebt.

„Ich theile Ihnen das Geschehene ohne Zusatz mit. Aus Mr. Germaine's Erzählung haben Sie schon ersehen, daß ich die beklagenswerthen Folgen voraus-

sah, die unsere Heirath nach sich ziehen würde, und daß ich deshalb wieder und immer wieder, Gott weiß es mit welchen inneren Qualen, seine Hand zurückwies. Nur in dem Augenblick, als meine arme, kleine, grüne Flagge unser gegenseitiges Erkennen veranlaßte, verlor ich alle Herrschaft über mich selbst. Die alten Zeiten an den Ufern des See's traten vor meine Seele, mein Herz sehnte sich brennend nach seinem Liebling aus glücklicheren Tagen, und so kam es, daß ich Ja sagte, wo ich, wie Sie sicher auch finden werden, beharrlich Nein sagen mußte. Wollen Sie Dame Dermodys Anschauungsweise theilen, und annehmen, daß die verwandten Geister, nun sie einmal wiedervereinigt waren, nicht mehr getrennt werden konnten? Oder schließen Sie sich meiner einfacheren Auffassung an, daß ich ihn so innig liebe und er mir von Herzen zugethan ist?

„Unbedingt ist unsere Abreise von England der richtigste Weg, den wir unter den obwaltenden Umständen einschlagen konnten. Wenn sich irgend eine Gelegenheit bietet, wird jene Frau, so lange sie lebt, stets wiederholen, was sie über mich gesagt hat. Wenn meine Tochter älter ist, könnten ihr die Gerüchte über ihre Mutter zu Ohren kommen und sie müßte darunter leiden. Wir beabsichtigen

uns, wenigstens für einige Zeit, in der Nähe von Neapel niederzulassen. Dort, oder an einem noch entfernteren Orte, hoffen wir unbehelligt unter einem Volke zu leben, dessen gesellschaftliche Gesetze die Gesetze der Nächstenliebe sind. Was nun auch geschehen mag, ein letzter Trost, um uns aufrecht zu erhalten, bleibt uns immer in unserer Liebe.

„Sie sprachen von einer beabsichtigten Reise nach dem Continent, als Sie bei uns speisten. Sollte Ihr Weg Sie in unsere Nähe führen, so finden Sie bei dem englischen Consul in Neapel, der ein Freund meines Mannes ist, unsere Adresse. Ich bin gespannt, ob wir uns je wiedersehen werden. Oft erscheint es mir sehr hart, daß meine traurigen Lebensschicksale auf mir lasten sollen, als wären es Fehler, die ich selbst begangen hätte.

„Zum Schlusse dieses Briefes, da ich doch eben von meinen Schicksalen spreche, will ich Ihnen noch sagen, daß der Mann, der sie verschuldet, schwerlich meinen Weg je wieder durchkreuzen wird. Die Herren van Brandts in Amsterdam haben bestimmte Nachrichten darüber, daß er sich auf dem Wege nach Neu-Seeland befindet. Für den Fall, daß er zurückkehrt, beabsichtigen sie ihn zu belangen, aber er wird ihnen schwerlich die Gelegenheit dazu geben. Der Reisewagen steht vor der Thür, also muß ich Ihnen Lebe-

wohl sagen. Mein Mann sendet Ihnen Beiden herzliche Empfehlungen und freundliche Wünsche. Im Falle Sie London verlassen, befindet sich sein Manuscript in den Händen seiner Banquiers ganz sicher, dem Sie es gütigst unter beifolgender Adresse zusenden können. Ich empfehle mich vertrauensvoll Ihrem Wohlwollen, denn ich vergesse nie, daß Sie mich küßten, als wir uns trennten. Ihre dankbare Freundin, wenn Sie sie als solche annehmen wollen

Mary Germaine."

Wir Bewohner der Vereinigten Staaten sind sehr rasch von Entschluß und begeben uns auf lange Land- oder Seereisen, ohne das geringste Aufheben davon zu machen. Wir sahen uns einander an, als wir Mrs. Germaine's Brief gelesen hatten.

„London ist unbehaglich," bemerkte ich und wartete, wie meine Aeußerung wirken würde.

Meine Frau faßte meine Bemerkung gleich richtig auf.

„Wollen wir es in Neapel versuchen?" sagte sie.

Das war Alles. Gestatten Sie uns, daß wir Ihnen Lebewohl sagen. Wir reisen nach Neapel ab.

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Collins, Wilkie,

Zwei Schicksalswege Roman

Bd.: 2. Band

Berlin 1878